## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 13 M. 50 ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 7 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 4 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 1 M. 50 ₰ |
| Tagweise für einen Band | . . . . . . . . | — M. 6 ₰ |

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 16 M. — ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 9 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 5 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 2 M. — ₰ |
| Tagweise für einen Band | . . . . . . . . | — M. 10 ₰ |

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)**
**16. Maximiliansplatz 16.**

<36633733650010

Michał Bałucki.

# Fräulein Valerie.

Aus dem Polnischen übersetzt von **Z. Łasińska.**



# Fräulein Valerie.

## Aus dem Leben arbeitender Frauen.

Von

**Michał Bałucki.**

Aus dem Polnischen übersetzt von Z. Łasińska.



**Breslau.**
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender
1891.

## I.

### Fröhliche Jugend.

Aus einer Restauration ersten Ranges, deren im ersten Stock befindliche Fenster trotz der späten Stunde hell in die dunkle Nacht hinein leuchteten, strömte eine kleine Schaar von jungen Leuten, die sich lebhaft und laut unterhielten und noch lauter lachten.

„Nun, und wohin jetzt?“ fragte der, welcher zuerst auf die Straße trat.

„Wohin gehen wir?“

„Ich gehe nach Haus!“ ließ sich der hinter ihm Gehende vernehmen, ein Blondin, soviel man beim schwachen Licht der Laterne, die der Wind fortwährend mit Wolken trockenen Schnees verdunkelte, erkennen konnte.

„Nach Haus? Bist Du verrückt? Es ist ja erst elf Uhr. Es ist die beste Zeit zu einem Skat. Hört! Julius will nach Hause gehen. Was wirst Du jetzt zu Hause anfangen? Zum Schlafengehen ist es doch noch zu früh."

„Ich muß studiren. Das Examen rückt heran, und ich habe das Civilrecht noch nicht angerührt. Man muß sich jetzt dran halten."

„Eh Unsinn! Was sollen Dir die Examina, da Du doch Landwirth werden sollst."

„Aber das Ehrgefühl! Es ist beschämend, beim Examen durchzufallen."

„Unsinn mit Deinem Ehrgefühl! Bewahre es Dir für spätere Jahre. Wenn Du kein anderes Verlangen mehr haben wirst, dann kannst Du das nach Ehre befriedigen. Jetzt hast Du Besseres zu thun, genieße das Leben, so lang Du jung bist, denn die Jugend ist das wahre Leben, was ihr folgt, ist nur der Anhang eines Werkes, den zu lesen es nicht lohnt."

„Bravo, Edmund! Das hast Du gut gesagt!"

rief ein brünetter, großer, schlanker junger Mann in schwarzem Pelz mit in die Augen gerücktem Cylinder.

„Wohin gehen wir also?“ fragte ein Buckliger.

„Vielleicht in's Orpheum!“ schlug ein Anderer vor. „Es giebt dort, wie ich gehört, eine neue Chansonetten-Sängerin.“

„Mit verblühten Wangen und einer verteufelt verbrauchten Stimme,“ rief Franz.

„Du hast sie also gehört?“

„Leider auch gesehen.“

„Wohin werden wir also gehen?“ Dieses Krakau ist bei Gott ein solch elendes Nest, daß ein anständiger Mensch sich nirgends unterhalten kann. Keine Zerstreuungen!“

„Wartet, ich werde Euch führen,“ rief Eduard; „wir werden uns prachtvoll amüsiren.“

„Wahrscheinlich in dieselbe Bude, in der wir vorigen Sonnabend zusammen waren?“ fragte Boleslaus, der Jüngste der ganzen Gesellschaft, wie man leicht sehen konnte, denn ihm wuchsen kaum die

ersten Härchen unter der Nase, die er fortwährend unbarmherzig zupfte, in der Hoffnung, sie dadurch schneller zur öffentlichen Ansicht zu bringen.

„Nun, hast Du Dich nicht gut unterhalten?“

„Vorzüglich, prachtvoll! Wir haben dort ein Kalifornien schöner Gesichtchen entdeckt.“

„Also gut, gehen wir in dies Kalifornien.“

„Aber nehmen wir irgend einen Kasten, denn der Wind weht so stark, daß es schwer ist, sich aufrecht zu erhalten.“

Diese Bemerkung machte Einer, den umzublasen der Wind allerdings sich nicht allzusehr hätte mühen müssen, denn er war klein und sah aus, als ob er aus dünnen Stäbchen zusammengesetzt wäre.

„Ah, seht dort, es scheint mir, als ständen dort welche,“ rief Franz. „Droschken!“ rief er laut.

Der Ruf erweckte die auf den Böcken schlummernden Droschkenkutscher; sie begannen sich zu rühren, schüttelten die Zügel, und bald rollten zwei

Fiaker vor den Bürgersteig, auf dem die jungen Leute beisammen standen.

„Nun steigen wir ein!" sprach Eduard.

„Fahret allein, ich gehe nach Haus!" ließ sich Julius vernehmen.

„Aber sei doch nicht so sonderbar! Setz' Dich und fahre mit uns."

„Entweder zusammen oder garnicht, verdirb uns die Gesellschaft nicht!"

„Nun setz' Dich!" sprach Einer, ihn unter den Arm fassend.

„Denn anders sind wir versucht zu glauben, daß Deine Frau Doctor es Dir verboten."

Diese Bemerkung ward mit lautem Gelächter aufgenommen.

„Er will ihr eine unbefleckte Treue bewahren."

„Da begeht er eine Dummheit, denn sie ist in diesem Punkte weniger gewissenhaft."

„Sie soll sich sogar schon um einen Nachfolger bemüht haben."

Julius, der durch das Lachen und diese Reden

sichtlich gereizt wurde, rief, um denselben ein Ende zu machen, ungeduldig:

„Nun, wenn denn durchaus gefahren werden soll, so steigen wir ein.“

„Du fährst also?“

„Was soll ich mit Euch machen?“

„Bravo, Julius!“

„Du wirst sehen, daß Du es nicht bereuen wirst,“ sprach der schon in der Droschke sitzende Eduard.

„Setz' Dich zu mir; ich werde Dein Schutzengel sein.“

„Du gemahnst mich eher an Mephisto,“ meinte boshaft Julius sich neben Eduard setzend und sich fester in seinen Pelz wickelnd.

Nur schwer fand die ganze Gesellschaft in den zwei Fiakern Platz. Die Einen saßen den Andern auf dem Schooße; aber diese kleine Unbequemlichkeit erhöhte nur noch die gute Laune der jungen Leute, die sich in einer Menge von ausgelassenen Scherzen äußerte, denen laute Ausbrüche rasenden Gelächters

folgten. Als endlich die Pferde anzogen, fragte der in der zweiten Droschke sitzende Boleslaus:

„Was ist das für eine Frau Doctor, mit der Ihr Julius aufzogt?“

„Du kennst die Doctorin nicht? Unsere Messalina? Es pfeifen doch von ihr die Spatzen auf dem Dache. Alle Commilitonen kennen sie.“

Boleslaus, der Anspruch auf Reife machte, fühlte sich durch seine Unwissenheit beschämt, und er entschuldigte sich, als ob er etwas Schreckliches begangen hätte.

„Es ist wahr, Du bist kein Hiesiger, und der Ruhm unserer Messalina reicht noch nicht bis über die Grenzen unserer Stadt, denn wir sind in dieser Hinsicht sehr verschwiegen. — Du mußt wissen, daß die Doctorin die Frau des Doctors, oder vielmehr er ihr Mann ist, denn hier wird er allgemein der Mann der Frau Doctorin genannt. Er: alt, klein, unansehnlich; sie: eine imposante Blondine mit üppigen Formen und brennenden Augen, mit denen sie, unwiderstehlich wie Alexander von Macedonien,

die Männerherzen erobert. Edmund nennt sie wegen dieser Eroberungen Napoleon im Unterrock."

Boleslaus, den die Erzählung von der Doctorin sichtlich interessirte, rückte, um nur kein Wort zu verlieren, da die Droschke auf dem jetzigen Pflaster stark rasselte, näher an den Erzähler.

„Ah, das ist eine interessante Frau," rief er, ernst an seinem Barte zupfend.

„Wie ich sehe, hättest Du Lust, zu ihren Sklaven zu gehören."

„Bah, wenn man es könnte!"

„Warum nicht? Ihre Gunst zu erringen ist leicht, nur sie sich zu erhalten ist schwer, denn sie liebt die Neuheit und wechselt ihre Liebhaber wie Handschuhe"

„Sie muß den schlechtesten Ruf in der Stadt haben?"

Severyn lachte ironisch.

„Mein Lieber, bei uns ist der Leumund ein Spinngewebe, welches kleine Fliegen fängt und mordet, das die Hummeln jedoch verspotten! wer Geld, eine

Stellung und den Muth hat, die Meinung Anderer gering zu schätzen, der kann bei uns ungestraft fehlen. Anfangs wird man ein wenig hin- und herreden, sich beunruhigen — aber später gewöhnt man sich und befreundet sich auch mit dem Schlimmsten, und da die Doctorin nur allzu muthig ist, ihr Gatte eine Stellung einnimmt und Beide Geld genug besitzen, um ein prunkvolles Leben zu führen, so beugt sich ihnen die öffentliche Meinung. Man besucht ihre Feste und ausgesuchten Abendessen; ladet sie zu den Bällen und in den Vorstand wohlthätiger Vereine, aber von ihren kleinen Sünden spricht man höchstens im Vertrauen wie von geheimen Schwächen mit Bedauern und Nachsicht."

„Du sprichst von ihr, als ob Du etwas gegen sie auf dem Herzen hättest. Gestehe! Gewiß hat sie sich Dir wenig gnädig gezeigt? Wie?"

„Ich habe nie zu denjenigen gehört, die sich um ihre Gunst bewerben! Ich bin kein Schmetterling!"

„Du kein Schmetterling? Als ob das wahr

wäre! Ich kenne Dich, Du flatterst gern nach . . . Blumen."

„Jedoch nicht wie ein Schmetterling, sondern wie eine Biene. — Sieh, da sind wir zur Stelle."

Die Fiaker hielten vor einem hohen Hause, in dessen drittem Stock noch einige hell erleuchtete Fenster zu sehen waren. Eduard sprang zuerst hinaus und klingelte.

„Nur bitte ich, meine Herren," wandte er sich an die Aussteigenden, „bitte sich anständig zu benehmen: Sie werden dort lauter distinguirte Damen finden: lauter Schneiderinnen und Putzmacherinnen. Das ist nicht zum Lachen, denn es ist die empfindlichste Klasse. Sie machen große Ansprüche, und man muß mit ihnen sehr vorsichtig sein; diese wilden Röschen haben gar spitze Dornen."

„Sage lieber Nähnadeln! Das wird ein passenderer Vergleich sein."

„Vor Kurzem ward hier einem Jüngling die Thür gewiesen, weil er es gewagt, im Scherz eine

dieser Damen mit: „Mein liebes Fräulein" anzureden. Sie nahm dies als große Beleidigung."

„Vielleicht mit Recht," bemerkte halblaut Severyn.

„Also, meine Herren, ich bitte, mich durch schlechtes Betragen nicht bloszustellen, denn ich nehme die Verantwortung für Euch auf mich," sprach Eduard halb im Ernst, halb im Scherz, und öffnete die Thür, hinter der man die Klänge eines Flügels und einer Geige hörte, auf denen eine Polka gespielt wurde.

Im Vorzimmer, in das die Angekommenen zunächst gelangten, hing eine Menge Pelze, Mäntel, Paletots, Tücher und Hüte. Zwischen einem Haufen Tücher, die an Pflöcken hingen, schlummerte die alte Dienerin in der Nachbarschaft eines Petroleumlämpchens, welches auch dem Einschlafen nahe zu sein schien. Die zum Saale führende Thür war ein wenig geöffnet, und durch die schmale Oeffnung sah man vorüberschwebende Paare und fühlte

eine warme, von Blumenduft, Parfüm, Pomade und Schweiß durchsetzte Luft.

Sogleich eilte ein magerer, welker und schon halbergrauter Mann in's Vorzimmer, leicht wie eine Grasmücke, im Frack und weißer Halsbinde, und begann mit graziösen Verbeugungen die Angekommenen im Allgemeinen und Eduard im Besonderen zu begrüßen.

„Nun, Herr Skoczkowski, ich bringe Ihnen Gäste.“

„Sehr verbunden,“ erwiderte der Wirth mit dem Kopfe untertauchend, was eine tiefe Verbeugung vorstellen sollte.

„Kommen wir nicht zu spät?“

„O! für solche Gäste ist mein Salon stets offen! Das Tanzen dauert bei mir bis zwei Uhr, manchmal auch länger, und jetzt wird es wohl nicht später als halb zwölf sein; ja, in fünf Minuten halb zwölf,“ fügte er auf seine Uhr blickend hinzu: „Die Herren werden sich also noch genügend unterhalten können. Auf dem Programm stehen noch

ein Mazur, ein Contre und Rundtänze so viel, als sie nur immer Lust haben. Bitte, meine Herren, bitte sehr! . . . Marianne, Du Hexe! Siehst Du nicht, daß Gäste angekommen sind? Wirst Du wohl den Herren die Mäntel abnehmen! Gestatten die Herren, daß ich Ihnen beim Ablegen behilflich bin, denn den Diener hat meine Frau nach einem kleinen Imbiß geschickt."

„Aber bitte, Herr Skoczkowski, machen Sie sich nur unseretwegen keine Umstände, wir werden uns schon selbst Rath schaffen."

„O! ich bitte sehr! Solchen Gästen gefällig zu sein, ist wahrlich eine Ehre."

Und er begann, von Einem zum Andern eilend, ihnen die Pelze und Paletots auszuziehen, warf dieselben der verschlafenen Marianne zu und bedachte sie bei dieser Gelegenheit, reich mit Spottnamen.

„Haben Sie viele Gäste, Herr Skoczkowski?" fragte Eduard, vor dem Spiegel seine spärlichen Haare glättend.

„Wie immer, wie immer, gnädiger Herr. Mein

Salon erfreut sich, ohne mich zu rühmen, eines regen Besuchs, ich möchte beinahe sagen, es ist der einzige in unserer Stadt, in welchem distinguirte Personen, wie Sie, meine Herren, ohne sich bloszustellen, einkehren und gut unterhalten können."

„Vor Allem bitte dieses für unsere Eintrittskarten," sprach Eduard, eine Zehngulden-Banknote hinreichend.

„O! gnädiger Herr, das eilt nicht . . . übrigens habe ich kein Kleingeld!"

„Lassen Sie doch die Kleinigkeit! Und dann senden Sie wie ehemals nach Wein und Champagner für unsere Rechnung."

„Aber gnädiger Herr —"

„Wir müssen doch unser erstes Auftreten in Ihrem Salon begießen."

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich den Herren hierin nachgeben soll. Unsere Damen sind in diesem Punkte sehr emfindlich. Das letzte Mal fühlten sich mehrere sehr gekränkt darüber, daß ich sie im Namen der Herren tractirte. Sie sehen es als eine Be-

leidigung an, von unbekannten Personen sich etwas anbieten zu lassen.“

„Wenn es nur das ist, so können Sie, damit die Damen sich keine Gewissensbisse machen, sie in Ihrem Namen bewirthen. Man muß doch durch irgend etwas die Stimmung erhöhen und das Vergnügen beleben. Nun, meine Herren, bitte, mir nach! Eine besondere Vorstellung wird wohl nicht nöthig sein?“

„Ganz und garnicht; die Herren sind sich selbst Empfehlung genug. Uebrigens ist der gnädige Herr hier schon gut bekannt. Und auch dieser Herr scheint es zu sein,“ sprach er, indem er sich an Boleslaus wandte. „Das genügt. Zu Ihren Diensten, meine Herren!“

Die Thüre angelweit öffnend, führte er die Herren mit Ostentation in den Saal, wo eben nach beendetem Tanz die Tänzerinnen mit vor Erregung hochrothen Wangen, schnell athmender Brust, mit dem Fächer Kühlung sich zuwehend, im Saale sich ergingen, oder an der Wand neben ihren Müttern,

Tanten oder anderen Begleiterinnen saßen. Der Eintritt unserer Gäste brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Wie vom Winde bewegte Blumen neigten sich die Köpfchen zu einander, und leises Flüstern ging von Ohr zu Ohr, Bemerkungen und Mittheilungen über die Angekommenen verbreitend.

„Das ist der Brünette mit der Glatze, der vorigen Sonnabend hier war," flüsterte die Eine.

„Das ist derselbe Blondin, der mich zweimal zum Mazur wählte. Ein sehr angenehmer Cavalier. Er erzählte mir, daß er im Königreich Eltern habe und sich bei der Universität einschreiben ließ; aber natürlich nur so, zum Vergnügen!" erzählte eine resolute Brünette ihren Gefährtinnen, hierbei lebhaft gesticulirend, indem sie kokette Blicke an die Adresse jenes Blondins sandte, seinen Gruß und Annäherung erwartend.

„Adelchen!" ließ sich wieder eine Andere am anderen Ende des Saales zu ihrer Freundin hören, „siehst Du, wie jener Blondin Dich mit den Augen

verfolgt. . . . O! o! er kommt nach dieser Seite . . . gewiß will er Dich engagiren."

„Ganz unnöthig," erwiderte die Freundin, verächtlich die Lippen kräuselnd und mit den Schultern zuckend, „bei einer Zigeuner-Hochzeit ist der Marzipan überflüssig. Solch ein Fant kann mir nicht gefallen. Hier lief er mir nach wie eine kranke Katze und sagte mir Artigkeiten; aber als er mich gestern auf der Straße traf, that er, als sehe er mich nicht. Der Narr! ich brauche solche Bekanntschaften nicht."

„Gut, daß die Herren gekommen sind," sprach eine Andere; „die Gesellschaft wird sich ein wenig beleben. Bisher verlief Alles zu pomadig, kommst Du nicht heute, so kommst Du doch morgen. Unsere Jugend ist doch bei Gott zu garnichts nütze. Es geht nun einmal nichts über die Studenten."

Zwei Andere in grünen Tarlatan-Kleidchen, Arm in Arm im Saale sich ergehend, vertrauten sich gegenseitig ihre Geheimnisse an.

„Weißt Du, der Bucklige geht mir schon seit zwei Monaten nach.“

„Auch vor unserem Laden sehe ich ihn öfter. Er thut, als betrachte er die Schaufenster; eigentlich schielt er aber durch die Scheiben nach uns. Ein Liebhaber saurer Aepfel.“

„Ich wette darauf, daß er nur unseretwegen hergekommen ist.“

„Schade, daß er bucklig ist.“

„Aber er hat ein sehr vornehmes Aeußere. Sieh' nur, was für einen Brillanten er im Ringe hat. Wie er von Weitem funkelt! Welches Feuer! Das heißt ein Brillant.“

„Die Knöpfe sind ebenfalls mit Brillanten besetzt.“

„Er muß reich sein.“

Ueber Severyn wurden wieder in einer anderen Gruppe Bemerkungen gemacht.

„Der mit dem schwarzen Bart muß irgend ein Graf sein, denn ich hörte, wie er mit Damen

französisch sprach, und er fährt immer in einer Equipage mit Livrée auf dem Bock."

„Wer sind die Herren?" fragte eine Mama ihre Tochter mit näselnder Stimme.

„Das sind Grafen."

„Bitte! bitte! hören Sie," sprach sie weiter eine Nachbarin in die Seite stoßend: „Das sind Grafen!"

„Oh! mir sind Grafen nichts Besonderes. Ich habe mich im Laden daran oft satt gesehen, und mein Mann hat einmal einen Grafen, der ihm ein Paar Gamaschen mehrere Jahre schuldig blieb, so herunter gemacht, daß er vor Beschämung kaum die Thüre finden konnte."

„Aber die hier scheinen anständige Leute."

„Eh, ich bitte Sie, sie sind Alle von oben anständig, und unten zeigt sich der Schmutz."

Die von den Grafen so entzückte Mama hielt es nicht für angemessen, das Gespräch über dieselben mit der Fabrikantin männlichen, wie weiblichen Schuhwerks weiter auszuspinnen, da sie doch sichtlich

die Grafen auf dem Striche hatte, und so wandte sie sich mit ihren Bemerkungen einer anderen Nachbarin zu.

„Das sollen Grafen sein," begann sie von Neuem.

„O! ich kenne sie gut. Der Kahlköpfige hat einmal meiner Mili so den Hof gemacht, daß die Kropkowska, deren Töchter allein im Saale herumschwänzelten, und um die sich kein Hund kümmerte, vor Neid der Schlag fast rührte."

„Mein Julchen hat ebenfalls solches Glück. Wenn noch so Viele da wären, sie bleibt nicht eine Minute lang sitzen, sie reißen sich schrecklich um sie."

Einige Stühle weiter, vertraute sich eine Mama der anderen an.

„Man kann nur sagen, daß die Gesellschaft hier eine elegante ist. Das Entrée kostet allerdings dreimal so viel, als bei Filasinski, aber es ist auch kein Vergleich. Die Mädchen haben, wie man sieht, Gelegenheit, Bekanntschaften mit Cavalieren zu machen. O! z. B. die sieben Angekommenen sehen aus wie

Grafen. Es ist ein Vergnügen, sie anzusehen!"

Solche und ähnliche Reden führte das schöne Geschlecht. Der Inhalt dieser Gespräche war jedoch vorwiegend zum Vortheil der Angekommenen. Dagegen sah der männliche Theil, der hauptsächlich aus Handlungsdienern, Apothekern, Eisenbahn- und Magistratsbeamten bestand, mit schlecht verhaltenem Aerger auf diese unerwarteten Gäste, durch die sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt glaubten und beengt fühlten. Einige, die weniger schüchtern waren, bemühten sich, den Herren zu zeigen, wie wenig sie sich aus denselben machten und blieben standhaft den sich im Saale ergehenden Damen zur Seite, den Ankömmlingen, so oft sie in deren Nähe kamen, den Rücken zukehrend. Der Rest, der eine kleine Gruppe bildete, knurrte und brummte gleich einer sturmkündenden Gewitterwolke.

„Ich wäre neugierig," sprach einer, „was wohl die Herren sagen würden, wenn jemand so spät in ihre Gesellschaft käme?"

„Bei ihnen ist das garnicht spät, denn sie machen die Nacht zum Tage. Das ist gräflich!"

„Aber wir sind keine Grafen und sollten es nicht erlauben, daß jeder erste Beste, wenn es ihm beliebt, Zutritt zu unserer Gesellschaft erhält. Wenn sie kommen wollen, dann mögen sie mit den Anderen zugleich kommen."

„Na wartet, mag nur jener eckige Patron, wie das letzte Mal, sich zu meinem Malchen setzen, dann bekommt er von mir ein pater noster, daß er sein Leben lang daran denkt."

„Den Mageren kenne ich sehr gut, ein Schmarotzer! Lebt wie ein Graf, und die Schulden bezahlt er nicht. Bei uns bekommt er nichts mehr geborgt."

„Und der Andere fährt stets auf der Bahn mit Billets, die er umsonst bekommt."

„Narren! Gecken!" brummte ein schwarzhaariger Kleiner mit buschigen Brauen und warf finstere Blicke nach jener Richtung, wo die Gruppe der jeunesse dorée stand, und musterte die Gesellschaft.

Eduard, der sich im Vordergrunde postirte, gab mit Witz und Bosheit geschmückte Erläuterungen.

„Die in Rosa, mit dem Mal am Halse, ist die Primadonna der hiesigen Versammlungen."

„Sie ist nicht schön!"

„Aber gesetzt. Ihr Papa hat ein Schanklokal und ein Haus in der Vorstadt, darum ist auch das Fräulein Gegenstand der Seufzer und Bewerbungen der männlichen Jugend, die Du hier siehst. Die Handlungsdiener umschwärmen sie gleich Fliegen; aber das Fräulein behandelt sie von oben herab, denn sie will durchaus einen Doctor."

„Ignaz, das wäre eine Partie für Dich!" sprach scherzend Franz, indem er jenes dünnbeinige Stäbchen mit dem Ellbogen anstieß, „denn Du sollst Dich ja schon seit zehn Jahren mit dem Gedanken tragen, das Doctorexamen zu machen."

„Nur laß Dich ein bischen wattiren, damit Du neben ihr einigermaßen aussiehst"

„Die, die mit ihr im Saale herumgeht, gehört ebenfalls zu der höheren Aristokratie, denn ihr

Vater war Koch in vornehmen Häusern und besitzt heut ein Gasthaus und ein Café. Es sind hier auch zwei Landfräulein."

„Lieber Eduard, bist Du vielleicht ein Heiraths-vermittler geworden, daß Du uns lauter Heiraths-candidatinnen vorzeigst? Was nützen mir reiche Damen auf dem Balle? Zeige mir arme, aber schöne."

„Wollt Ihr schöne Gesichtchen, so seht dort, unter jenem Fenster die vier in den weißen Kleidchen."

„Ja, das wäre auch mein Geschmack; ein herz-erfreuender Anblick!"

„Das sind Seminaristinnen, angehende Lehrerinnen."

„Unmöglich! Ich glaubte, Lehrerinnen würden nur Alte und Häßliche."

„Zu Lehrerinnen sind sie wirklich zu schade." Ich wäre bereit, nochmals beim A B C anzufangen, könnte ich nur bei ihnen Stunden nehmen."

„Sie sind ein wenig zu ätherisch. Ich liebe mehr das Massive, wie z. B. jene Drei, die sich in

die Orange theilen. Sie haben etwas von Rubens' Gestalten an sich; sie gemahnen an die drei Göttinnen auf dem Ida."

„Die wahrscheinlich schon einen Paris gefunden, der ihnen statt eines Apfels eine Orange verehrte."

„Wissen Sie, meine Herren, je mehr ich mich hier umschaue, desto mehr Schönheiten entdecke ich hier."

„Nun, habe ich es Euch nicht gesagt, daß Ihr Euch hier herrlich unterhalten werdet?"

„Wenn nur die Musik begönne, ich habe mir schon eine Tänzerin gewählt."

„Und wer ist denn die, die soeben eintritt?" fragte der bisher schweigsame Julius.

„Welche? Wo?"

„Die in jenem eleganten Gewande neben der Greisin mit der Brille."

„Nicht wahr, sie ist reizend! Welch' durchsichtiger Teint! Welche Augen! fast veilchenblau. Julius hat einen scharfen Blick; wer ist das?"

„Bei Gott, ich weiß es nicht. Sie war das

letzte Mal gewiß nicht hier, sonst hätte ich sie sicher bemerkt."

„Sicher war sie nicht hier," stimmte Boleslaus ein.

„Welch' schöner Wuchs! Welch' majestätische Bewegungen! Man muß sich erkundigen, denn das ist ein seltener Anblick."

„Wartet, ich werde den Wirth fragen . . . Herr Skoczkowski, wer ist das Fräulein im blauen Kleide, mit der Rose im Haar?"

„Die Herren kennen sie nicht? 's ist wahr, die Herren brauchen keine Damenkleider, sonst müßten Sie sie kennen, da fast alle unsere Modedamen sich aus ihrem Magazin kleiden. Das ist ein Geschäft ersten Ranges."

„Das ist wohl gar jenes berühmte Fräulein Valerie?"

„Zu dienen!"

„Ich hörte unsere Damen viel von ihrer Geschicklichkeit und ihrem guten Geschmack als Modistin sprechen; doch erwähnten sie nie, daß sie so schön sei."

„Aus Neid," warf Jemand dazwischen.

„In der That, eine seltene Schönheit," ließ sich der Tanzmeister hören, der sich auch als Kenner zeigen wollte. „Nur fehlt der Aermsten die Gesundheit. Sie hat zu wenig Bewegung, meine Herren, und darum hat der Arzt ihr das Tanzen empfohlen.

„Also kommt sie zur Cur hierher? Das ist belustigend!"

„Sollte Sie das wundern, meine Herren? Das Tanzen ist die beste Medizin. Ich tanze fortwährend und bin darum stets gesund. Wie viele junge Mädchen habe ich schon von der Bleichsucht, Migräne und dem Rheuma geheilt."

„Sie sollten sich um ein Doctordiplom bemühen."

„Unsinn, Herr, Diplom! Die Behandlung ist die Hauptsache. Es kommt doch nichts dem Tanze gleich."

„Weshalb lassen Sie nicht spielen?"

„Sogleich, meine Herren! Es ist ein Contre, bitte, engagiren Sie die Damen."

„Könnten Sie mich nicht jenem Fräulein Valerie vorstellen?“ fragte Julius lebhaft.

„Sehr gern, sehr gern, stehe zu Diensten!“ Vertraulich seinen Arm fassend, führte der Wirth ihn graden Wegs zu jenem Fräulein Valerie. — „Um Vergebung, Ihr werther Name?“ fragte er unterwegs.

„Nabielowski, Student.“

„Ich habe die Ehre, den Damen Herrn Nabielowski, Student, vorzustellen,“ sprach Herr Skoczkowski, den distinguirten Gast vorstellend. Das Fräulein erröthete stark und bemühte sich sichtlich, unter einer ernsten Verbeugung ihre Verwirrung zu verbergen. Die Mutter, welche ebenfalls beim Klange dieses Namens lebhaft den Kopf erhob, betrachtete Julius durch ihre dunkle Brille mit ungewöhnlichem Interesse.

„Darf ich Sie, mein Fräulein, um den Contre bitten?“ fragte Julius. „Oder sind Sie vielleicht schon engagirt?“

„Noch nicht,“ antwortete sie mit jener Auf-

richtigkeit und Freiheit, die die Frauen der guten Gesellschaft kennzeichnet. „Wir waren mit Mama eben im Begriff, uns zurückzuziehen, und ich nahm deshab keine Aufforderung mehr an.“

„Das heißt, daß auch ich nicht so glücklich sein werde . .“

Das Fräulein besann sich, was zu thun, und blickte fragend auf ihre Mutter.

„Ich denke, es ist noch nicht so spät,“ antwortete die Greisin auf die stumme Frage — „wenn Du Lust hast . .“

„Ein Contre wird sie nicht übermäßig anstrengen.“

„Aber die Herren die ich abgewiesen, dürften sich beleidigt fühlen.“

„Die Entschuldigung nehme ich auf mich . . darf ich also bitten?“

„Gewiß wird sie mit Ihnen tanzen,“ antwortete die Mutter an Stelle der Tochter, ihn dabei mit so freundschaftlichen, gütigen Blicken betrachtend, daß er dadurch in Verlegenheit gerieth. Er wußte

sich das außerordentliche Wohlwollen nicht zu deuten. Ihre Gegenwart genirte ihn und war der Anknüpfung einer längeren Unterhaltung mit der Tochter hinderlich. Da er nichts zu sagen wußte, verbeugte er sich mit dankbarem Lächeln und kehrte zu seinen Freunden zurück, von denen er sogleich mit Fragen überschüttet wurde.

„Nun? wie ist das Fräulein? Ist sie in der Nähe ebenso schön, wie von Weitem? — Hast Du mit ihr gesprochen? — Ist sie in der Unterhaltung angenehm? — Vielleicht ist sie ein Gänschen? — Hast Du sie engagirt?"

Auf die letzte Frage nickte Julius bejahend mit dem Kopfe.

„Ja? Im Ernst?" fragte Boleslaus.

„Aber ganz im Ernst."

„Sie war also noch nicht engagirt? Sapristi, hätt' ich das gewußt! Daß Dich! — So tanzen wir wenigstens vis-à-vis."

„Abgemacht. Aber hast Du eine Dame?"

„Ich werde gleich eine haben. Herr Skoczkowski!"

„Zu dienen!"

„Verschaffen Sie mir eine Dame zur Quadrille."

„Wenn nur noch eine frei ist! Denn, gnädiger Herr, ich bemühe mich stets um eine solche Zahl von Gästen resp. Tänzern, daß keine Dame sitzen bleibt. Das ist mein Grundsatz. Ich werde jedoch nachfragen, vielleicht ist noch zufällig eine frei."

Kaum hatte er geendet, als er auch schon lebhaft auf die Damen zueilte.

„Denkt Ihr denn nicht an's Tanzen?" fragte Boleslaus seine Collegen.

„Eine Quadrille? Fällt mir nicht ein," antwortete Eduard. „Das ist langweilig. Man muß sich unterhalten, und dazu bin ich viel zu bequem. Rundtänze, das ist etwas anderes."

„Ich liebe ebenfalls nur Rundtänze," sprach Franz.

„Wenn die jungen Leute Dir das nur gestatten."

„Ich werde mich rechtzeitig darum bemühen."

„Wie steht es?“ fragte Boleslaus den sich nähernden Wirth.

„Alle sind vergeben, wenn meine Frau . . .?“

„So sei es denn! Ihre Frau!“

„Sogleich. Melanie, Melanie!“ rief er eine fette, behäbige, stark decolletirte Dame im schwarzen Kleide, die eben von der Thür aus den Damen Limonade reichen ließ. — „Melanie, ich bitte, dieser Herr fordert Dich zur Quadrille auf.“

Die Dame verbeugte sich, soweit es ihre Fülle erlaubte, nach allen Regeln der Tanzkunst, indem sie ernsthaft erwiderte: „Mit großem Vergnügen!“

Franz stieß Severyn mit dem Ellenbogen an und flüsterte, auf Frau Skoczkowska zeigend, mit boshaftem Lächeln:

„Den hat man mit einer netten Tänzerin bedacht!“

„Es ist ein Glück, daß er mit ihr keine Rundtänze tanzen soll, sonst müßte er sich seine Arme verlängern lassen, um eine solche Peripherie umfassen zu können.“

Während Julius' Gefährten sich in dieser Weise unterhielten, sprach die von ihm engagirte Dame, indem sie sich zu ihrer greisen Mutter neigte:

„Sollte er zu den Nabielowskis gehören, die wir einst kannten?"

„Ganz sicher, unzweifelhaft, ich habe ihn sofort erkannt. Er ist die ganze Mutter. Er ist es, Julius."

„Ich bin neugierig, ob er uns auch erkannte?"

„Das bezweifle ich sehr. Es sind schon so viele Jahre verflossen, seit wir jene Gegend verließen."

„Es ist also der, mit dem wir als Kinder spielten?"

„Ja, ja!" sprach die durch die Erinnerungen aus früherer Zeit belebte Greisin.

„Seine Schwester muß schon verheirathet sein; sie war älter als er. Ich hätte Lust, mich nach ihr zu erkundigen, nach seinen Eltern zu fragen, ob sie noch leben?"

„Bitte, thun Sie das nicht," sprach die Tochter, lebhaft ihrer Mutter Hand ergreifend, um sie

zurückzuhalten. „Wer weiß, ob ihm die Erinnerung lieb wäre. Wir sind jetzt in einer anderen Lage. Sie sind Grundbesitzer, und wir müssen arbeiten. Vielleicht möchten sie uns verleugnen."

„Ich denke auch nicht daran, uns in seiner Erinnerung auffrischen zu wollen, Gott bewahre! Aber ich möchte mich doch so gelegentlich im Gespräch gar zu gern nach ihnen erkundigen. Sie waren doch unsere nächsten Bekannten. Mit der Mutter ging ich zusammen zur Schule, unsere Männer waren befreundet, und Ihr spieltet als Kinder zusammen . . . Mein Gott, das waren andere Zeiten!"

„Mama," fragte die Tochter mit sanftem Vorwurf, „geht es uns denn jetzt so schlecht?"

„Jetzt können wir, Gott sei Dank! nicht klagen; aber wieviel mußten wir leiden, ehe wir uns von all den Sorgen, in welche der plötzliche Tod Eures Vaters uns stürzte, befreiten! Wieviel mußtest Du armes Kind arbeiten, wie viele Nächte, zugleich mit Deinen Schwestern, opfern!"

„Lassen wir das, Mamachen. Wenn man uns belauschte, würden wir sicherlich ausgelacht, daß wir uns bei einem Tanzvergnügen in solcher Weise unterhalten. Hier muß man fröhlich sein," fügte sie, um ihre Mutter zu erheitern, lächelnd hinzu und küßte zärtlich der Mutter Hand.

In diesem Augenblick begann die Musik zur Quadrille, und gleichzeitig erschien Julius, strahlenden Antlitzes der Tochter den Arm reichend.

„Darf ich bitten?"

Da die Paare sich noch nicht ordneten, erging sich Julius im Saale mit seiner Tänzerin, begleitet von den Blicken seiner Commilitonen, die ihn um diese Eroberung beneideten und so laute Bemerkungen machten, daß Julius aus Furcht, dieselben könnten das Ohr seiner Begleiterin erreichen, es absichtlich vermied, jener Seite sich zu nähern.

„Besuchen Sie, mein Fräulein, häufig diesen Ort?" fragte er ein Gespräch anknüpfend.

„Ich bin erst das zweite Mal hier," gab sie zur Antwort. „Das erste Mal war ich mit den

Schwestern, und heut, da die Schwestern beschäftigt sind, kam ich mit Mama."

„Haben Sie viel Schwestern?" fragte er allerdings nur, um das Gespräch im Gange zu erhalten, denn was gingen ihn ihre ihm völlig unbekannten Schwestern an?! Seine ganze Aufmerksamkeit war durch die Bewunderung ihrer Reize, denen er so nahe war, in Anspruch genommen. Er bewunderte die Zartheit ihrer rosig angehauchten Haut, das kleine Ohr, die wundervolle Biegung des Halses, auf dem sich einige Strähnchen aschblonden Haares wellten, die klassischen Formen, ihr Füßchen, und vor allen Dingen ihre tiefen, veilchenblauen, von dunklen Wimpern beschatteten Augen. Mit Entzücken versenkte er sich in den Anblick dieser Einzelheiten, die ihn dermaßen in Anspruch nahmen, daß er von ihrer Erzählung, daß sie noch zwei ältere, bereits verheirathete Schwestern habe, von denen die Eine mit einem Locomotivführer, die Andere mit einem Buchbinder verheirathet sei, und daß sie zusammen das Geschäft leiten, nur sehr wenig hörte. Wie konnte

ihn das interessiren? Ihn beschäftigte allein ihre Schönheit und die eigenthümliche Empfindung, welche die leichte Berührung ihrer Hand ihm verursachte, oder wenn der ihrem Taschentuch entströmende Duft, oder der Hauch ihres Mundes ihn streifte. Absichtlich beugte er sich zu ihr, um öfter diese angenehme Empfindung zu genießen. Aus diesem Grund war er auch sehr unzufrieden, als Boleslaus, der mit seiner üppigen Tänzerin ihm den Weg vertrat, ihn aus dieser süßen Betäubung weckte.

„Julius, wohin stellen wir uns?"

„Mir gleich," lautete die unfreundliche Antwort. „Wir können gleich hier bleiben."

„Sei so gut, mich Deiner Dame vorzustellen," sprach er laut; leise fügte er hinzu: „Trabczynski."

Julius, der den in der Eile erfundenen Namen nicht verstanden hatte, stellte ihn seiner Tänzerin unter seinem wahren Namen vor.

„Bist Du verrückt?" fragte Boleslaus, während Frau Skoczkowska, die es für ihre Pflicht

hielt, Valerie einige Schmeicheleien über ihre schöne Toilette zu sagen, diese in's Gespräch zog.

„Bist Du verrückt geworden, meinen wahren Namen preiszugeben? Am Ende hast Du auch den Deinen gesagt?"

„Warum denn nicht?"

„Du bist reizend! Wenn nun die Eine oder die Andere sich vor ihren Bekannten rühmt?"

„Darin ist doch nichts Böses?"

„Das stellt uns doch blos."

„Wozu kommen wir alsdann hierher?"

„Bah, das ist etwas anderes! Man thut Vieles, wovon die ganze Welt nichts zu wissen braucht. Wir wahren hier stets unser Incognito."

„Wahrt es, soviel Ihr wollt. Ich habe nicht nöthig, meinen Namen zu verbergen und zur Lüge meine Zuflucht zu nehmen," gab Julius brüsk zur Antwort.

„Du nimmst, wie ich sehe, die Bekanntschaft mit Schneiderinnen völlig ernsthaft?"

Julius war eben im Begriff, etwas zu er-

widern, als Herrn Skoczkowskis Stimme zur Ordnung rief. Er mußte zu seiner Tänzerin zurück und reichte ihr die Hand.

Die Quadrille begann.

Frau Skoczkowska tanzte mit vollendeter Grazie. Jeden Schritt, jede Bewegung bis zur Uebertreibung markirend, in der Hoffnung, ihren Tänzer dadurch zu berücken, was dieser jedoch, durch sein vis-à-vis völlig in Anspruch genommen, garnicht beachtete. Um Fräulein Valerie auf sich aufmerksam zu machen, schien er sie mit seinen schmachtenden Blicken verschlingen zu wollen, und unausgesetzt starrte er sie mit der beunruhigenden Beharrlichkeit eines Magnetiseurs an. Als er bemerkte, daß dies nichts fruchtete, daß das Fräulein, durch ihren Tänzer ganz in Anspruch genommen, ihn garnicht beachtete, hielt er es für angemessen, ihr beim Händereichen seine Gefühle durch einen anhaltend starken Druck zu erkennen zu geben.

Anfangs beachtete Valerie es nicht; als Boleslaus jedoch, durch diese scheinbare Nachsicht er-

muthigt, bei der nächsten Figur den Händedruck wiederholte, zog sie rasch ihre Hand zurück, ihn von oben herab messend, was ihr, da sie ihn überragte, ziemlich leicht war. Mit ironischem Lächeln sprach sie:

„Wollen Sie, mein Herr, an mir die Kraft Ihre Hände versuchen?“

Der Don Juan erröthete bis an die Haarwurzeln und fand auf diese unerwartete Enthüllung seiner geheimen Manipulationen nicht sogleich eine Erwiderung.

„Was that Ihnen der Herr?“ fragte nach beendetem Tanz Julius.

„Ihr Freund, mein Herr, hat eine sonderbare Art, zu tanzen, ich mußte ihm eine kleine Lehre geben.

„Daran thaten Sie Recht, das ist ein eingebildeter Fant.“

„In einem Salon würde sich der Herr eine solche Ungezogenheit vielleicht nicht zu Schulden kommen lassen; aber hier . . . manche der Herren scheinen zu glauben, daß man hier die nicht zu ihrer

Gesellschaft gehörenden Damen mißachten könne. Gegen Unart werde ich mich aber stets wehren. Ich hoffe, diese Lehre wird ihm genügen."

„Sie hat Dich beschämt, wie?" fragte Julius Boleslaus leise mit Schadenfreude, als sie in der vierten Figur bei einander vorbeikamen.

„Die Rose hat mir den Dorn gewiesen!" gab Boleslaus unverschämt zurück. „Aber das macht nichts, das liebe ich."

Zum Beweise dieser Geschmacksrichtung versuchte er in der sechsten Figur, zufällig neben Valerie stehend, ein längeres Gespräch anzuknüpfen.

Valerie fertigte ihn jedoch mit halben Worten ab, die sie ihm, um ihn los zu werden, über die Schulter zuwarf; erstens darum, weil sie durch Entgegenkommen einen ohnehin schon dreisten Fant nicht noch mehr ermuthigen wollte und zweitens, weil die Unterhaltung mit Julius, der ihr von seinen Familienverhältnissen erzählte, nach denen sie sich so von ungefähr erkundigte, sie hundertmal mehr interessirte. Aus den abgerissenen Antworten erfuhr sie, daß seine

Schwester schon vor mehreren Jahren einen Guts-
nachbarn zum Mann genommen, und mit demselben
und ihren Eltern auf mehrere Wochen zum Carneval
nach Krakau kommen wolle; daß er, Julius, nur
bis zur Vollendung seiner akademischen Studien
hierbleiben, alsdann auf das Land zurückkehren und
die Wirthschaft seines Vaters übernehmen werde.
Er berichtete ihr mit jener Offenheit, die ihn stets
kennzeichnete, und an die er von Jugend auf gewöhnt
war; als er bei Valerie Interesse hierfür bemerkte,
erzählte er viel von seiner Heimat, von vielen Per-
sonen, die ihrem Gedächtniß nur noch wie ein Traum
aus alter Zeit vorschwebten. So hörte sie denn
auch mit angestrengter Aufmerksamkeit zu, und unter
dem Einfluß der durch Julius angeregten Erinner-
ungen erglühten ihre Wangen und erhielten ihre
Augen einen ungewöhnlichen Glanz.

Julius, der den wahren Grund dieses Inter-
esses nicht kannte, deutete dasselbe ganz falsch, in-
dem er dasselbe dem Eindruck zuschrieb, den seine
Person auf das Fräulein gemacht. Noch mehr be-

stärkte ihn in dieser Annahme Valeriens Verhalten, die, nachdem sie mit ihm den Walzer einige Male herumgetanzt, seine Unterhaltung dem Tanze vorziehend, mehrere andere Herrn zurückwies. Das sie ihn so bevorzugte, schmeichelte seiner Eigenliebe ungemein, und er ertrug mit triumphirender Miene die neidischen Blicke seiner ihn von Weitem beobachtenden Gefährten.

„Eh, Julius treibt die Sache etwas zu weit," sprach Eduard.

„Er belagert das Fräulein gleich einer Festung."

„Er benimmt sich ihr gegenüber wie ein Freier."

„Und das Fräulein will ihm einen kleinen Vorgeschmack ehelicher Treue geben, indem sie mit keinem Andern mehr tanzt," sprach Boleslaus, der es nicht überwinden konnte, daß auch er eine Abweisung erhalten.

„Und Du bist neidisch?" fragte höhnend Severyn.

„Neidisch! Ich beneide ihn nicht; aber es ärgert mich, daß Julius sich selbst und uns dadurch

blosstellt. Er behandelt sie, als beabsichtige er, sich um sie zu bewerben."

„Und wenn er daran denkt?"

„Wie, an's Heirathen?"

„Und wenn auch!"

„Mit einer Schneiderin? Ei, geht! so dumm ist er nicht."

Allerdings war Julius nicht so dumm, denn das kam ihm garnicht in den Sinn. Das Fräulein gefiel ihm, und er folgte seiner Neigung, ohne sich viel um die Folgen zu kümmern. Mehr noch gefiel es ihm, daß sie sich für ihn interessirte, und er versprach sich von dieser Bekanntschaft noch viele angenehme Augenblicke. Es lachte ihm die Hoffnung in so bezaubernder Gesellschaft manchen Abend verbringen zu können, und er sann schon jetzt darüber nach, auf welche Weise er diese Bekanntschaft sich weiter erhalten könne. Zunächst verließ er diese Eroberung mit keinem Schritt, aus Furcht, ein Anderer könne sie ihm rauben; fortwährend unterhielt er sich mit ihr, stets sich über sie neigend,

theils damit die danebensitzende Mama nicht allzusehr seine Worte controliren könnte, theils um den Andern zu zeigen, auf wie vertraulichem Fuße er mit ihr stehe. Dabei spielte er unaufhörlich mit ihrem Fächer, hob ein ihrem Haar entfallenes Blümchen auf und steckte es mit Ostentation in das Knopfloch seines Rockes, so daß er Aller Aufmerksamkeit erregte.

Die Damen, die es Valerie nicht verzeihen konnten, daß sie sie an Schönheit, an Eleganz der Kleidung übertraf, begannen über Valeriens unpassendes Benehmen boshafte Bemerkungen zu machen; die jungen Leute, mit denen sie nicht tanzen wollte, und denen sie einen „feinen Herren" vorzog, fühlten sich beleidigt und schonten sie in ihren Gesprächen durchaus nicht; Julius' Freunde behaupteten, daß er sich der Modistin gegenüber wie ein verliebter Gymnasiast benehme.

Julius, den der Zauber seiner Nachbarin völlig berückt hatte, bemerkte die unzufriedenen und höhnischen Blicke, mit denen man ihn musterte, garnicht,

sah nichts und Niemand, ausschließlich nur mit Valerie beschäftigt, sprach er nur mit ihr, saß neben ihr, und als sie den Wunsch aussprach, nach Hause zurück zu kehren, bot er ihr eiligst seine Begleitung an, und ohne ihre Zustimmung abzuwarten, bot er ihr den Arm, sie in das Vorzimmer zu führen. Dort hüllte er sie sorgsam in einen warmen Umhang und leistete aus Rücksicht auf sie auch der Mama denselben Dienst, vielleicht auch aus Rücksicht darauf, daß die Greisin, gleich der Tochter, ihm ein großes Wohlwollen bewies, und führte endlich beide Damen, nachdem er ihnen den Arm gereicht, zu der vor der Einfahrt wartenden Droschke.

Als das Gefährt sie durch die öden, hie und da mit Laternen erleuchteten Straßen führte, beugte sich Julius, der Valerien gegenübersaß, zu ihr, damit sie ihn in dem lauten Räderrasseln auf den Steinen besser hören könne, und fragte:

„Werden Sie, mein Fräulein, den öffentlichen Ball besuchen?“

„Nein, mein Herr!“

„Weshalb nicht? Sind Sie keine Freundin des Tanzes?“

„Im Gegentheil, ich liebe ihn sehr.“

„Der Arzt hat ihr sogar ihrer Gesundheit wegen zu tanzen verordnet,“ schaltete die Mutter ein.

„Darum entschloß ich mich, zu Herren Skoczkowski zu gehen.“

„Das ist doch kein Grund, der Sie vom Besuche öffentlicher Bälle abhalten könnte.“

Das Fräulein nahm diese Bemerkung schweigend auf. Die Mutter antwortete ebenfalls nicht, und so gerieth die Unterhaltung für einige Augenblicke in's Stocken.

„Haben Sie vielleicht Gründe, sich nicht daran zu betheiligen?“ begann Julius weiter zu inquiriren.

„Vielleicht. Ich fürchte, es könnten auf den öffentlichen Bällen sich Personen finden, die es als eine Beleidigung ansehen würden, sich mit ihrer Schneiderin in einer Gesellschaft vergnügen zu sollen.“

„Aber mein Fräulein!“ rief Julius empört. „Welche Annahme! Wir leben doch im neunzehnten

Jahrhundert, das von solch' lächerlichen Vorurtheilen frei ist und die Arbeit ehrt."

„Und dennoch hat in diesem Jahrhundert," sprach lächelnd Valerie, „noch kein Vorstand irgend eines Balles es gewagt, uns eine Einladung zu senden."

„Das ist die Frage!"

„Sie glauben es nicht?"

„Ich versichere Sie, mein Fräulein, daß wenn dem so war, es nur durch einen Irrthum oder aus Unkenntniß geschah, und wenn Sie es nur wünschen, werde ich mich darum bemühen. Bitte nur um den Namen."

Eine momentane Pause trat ein. Beide Damen schienen eine Antwort zu suchen.

„Wir würden es nicht wagen, Sie zu bemühen," meinte nach einer Weile das Fräulein.

„Es ist doch keine Mühe! Eine kleine Gefälligkeit!"

„Wenn Sie so gütig sein wollen," sprach die Mutter.

„Dann vielleicht auf den Namen meines Schwagers, Mulinski," nahm das Fräulein, der Mutter zuvorkommend, rasch das Wort. „Denn ich würde wahrscheinlich mit ihm gehen. Mama ist unwohl."

„Also Herr Mulinski?"

„Ja, Buchbinder Mulinski."

„Noch in dieser Woche werde ich den Damen eine Einladung zum Studentenballe einhändigen."

„Sie wollten sich selbst bemühen?"

„Es wäre mir das größte Vergnügen, wenn die Damen mir gestatten, selbst zu kommen."

„Wenn Sie so freundlich sein wollen, so bitten wir des Abends, denn am Tage sind meine Töchter so beschäftigt ... oder vielleicht, wenn es Ihnen bequem, Sonntags."

„Also Abends," sprach Julius, beglückt durch die förmliche Einladung. Er zog den Abend vor, denn derselbe hatte für ihn in der Gesellschaft eines so schönen Wesens mehr Reiz und machte ihm Hoffnung auf viele Annehmlichkeiten. Er kehrte in

rosiger Laune und neubelebt nach Hause zurück, denn er hatte jetzt Beschäftigung für seine Gedanken.

Julius gehörte zu denjenigen Naturen, die fortwährend für Herz und Sinn Beschäftigung haben müssen, sollen sie nicht eine innere Leere und Langweile empfinden. Die neue Bekanntschaft elektrisirte ihn, wiegte ihn in köstliche Träume, darum war er auch heiter und lustig. Beim Oeffnen des Thores händigte ihm der Portier ein Billet ein, das, wie er sagte, ein Mädchen gegen Abend gebracht hatte. Julius erkannte sogleich am Geruch, daß dieses Billet von der Doctorin kam. Früher öffnete er diese Briefe mit klopfendem Herzen; heut blieb er ganz kalt. Er riß den Umschlag aus bloßer Neugier auf, um zu erfahren, was diese Frau, mit der er doch längst gebrochen, von ihm wollen könne.

Der Inhalt des Briefes war kurz:

„Mein Mann ist auf einige Tage verreist. Ich hoffe, Du wirst von dieser Gelegenheit Gebrauch machen. Auf Wiedersehen —

Deine Helene."

„O! also hat sie sich meiner erinnert!“ sprach er höhnend. Tempi passati, meine Gnädige!“ Er verzog spöttisch den Mund, zerriß den Brief und warf ihn in den Korb.

---

## II.

### Ein warmes Nestchen.

„Sieben Uhr, das ist noch zu früh,“ sprach Julius auf die Uhr blickend und legte sich wieder auf's Sopha, auf dem er sich schon seit einer Stunde in der Erwartung des Augenblicks, da er Valerie den ersten Besuch abstatten könne, angenehmen Träumen hingegeben hatte. „Wenn Abends, dann schon Abends; je später, desto besser,“ meinte er, und um sich das Warten zu versüßen, verschränkte er die Arme und schloß die Augen, sich in liebliche Träume all jener Freuden versenkend, die ihn bei diesem Besuche erwarteten. Wäre Fräulein Valerie eine Comtesse, Baronesse, oder nur ein adeliges Fräulein, oder wenigstens die Tochter eines Gerichtspräsidenten oder reichen Banquiers gewesen, dann hätte Julius sicher

an eine sorgfältigere Toilette gedacht; er hätte sein üppiges Haar geordnet, sein Schnurrbärtchen gedreht, sogar an den Gebrauch eines wohlriechenden Wassers gedacht. Aber für eine Schneiderin schienen ihm ähnliche Vorbereitungen überflüssig. Er war überzeugt, daß er dem Fräulein auch so gefallen werde und auf's Beste empfangen werden würde, daß sie und ihre Mutter durch einen solchen Gast sich beglückt fühlen würden. Und schon stellte er sich im Voraus seinen Empfang vor, wobei nur drei Personen, er, das Fräulein und die Mama zugegen sein sollten. Die Mutter nahm in seinem Programm eine sehr untergeordnete Stellung ein; sie sollte nur der Form wegen erscheinen, um den Gast zu begrüßen, ein paar Worte sprechen und alsdann sich discret zurückziehend, oder in einer Ecke sanft schlummernd den jungen Leuten völlige Freiheit lassen.

Mit Entzücken dachte er an ein süßes Alleinsein mit ihr im stillen Stübchen beim matten Lampenlicht; schon sah er ihre veilchenblauen Augen liebevoll auf sich gerichtet, fühlte den warmen Druck ihrer zarten

Hand. Er ging in seinen Träumen auch noch weiter, denn er fühlte ihr Köpfchen an seiner Brust und seine Lippen auf ihrem duftenden Haar. Dies Alles schien ihm in seinen Träumen so leicht, er sah keinen Grund, weshalb sie damit nicht einverstanden sein sollte, da sie ihm doch in der Gesellschaft bei Skoczkowski so viel Zuneigung bewiesen hatte. Nach der Meinung, die er von den Damen dieser Sphäre hatte, sah er darin nichts Unmögliches, und wenn er eine momentane Unruhe empfand, so war es lediglich aus Ungeduld über das langsame Vorrücken des Zeigers seiner Uhr. Er verstand und liebte das Warten nicht. Häufig blickte er nach der Uhr, zählte die Minuten, die Secunden. Endlich war es drei viertel auf acht. Er stand auf, suchte unter den Papieren die Einladung zum Balle, die ihm den Zugang zu dem Paradiese, Valerie genannt, öffnen sollte, und schickte sich zum Ausgehen an. Als er im Begriff war den Hut aufzusetzen, trat Boleslaus herein.

„Du gehst aus?“

„Ja,“ antwortete Julius sehr sauer und unfreund-

lich, ärgerlich über den Besuch, der gar nicht zu ungelegenerer Zeit kommen konnte.

„Ich gehe aus, denn ich habe ein wichtiges Geschäft."

„Ich begleite Dich; wir können unterwegs plaudern."

Julius, dem es durchaus nicht angenehm war, daß man wisse, wohin er gehe, war die Begleitung nicht erwünscht.

Am meisten fürchtete er, daß Boleslaus, den er als Plaudertasche kannte, Kenntniß davon erlangen könnte. Darum legte er den Hut wieder hin.

„Ich habe einige Minuten Zeit. Um was handelt es sich?"

„Ich komme wegen einer Einladung zum Balle, die Du vom Vorstand für einen gewissen Mulinski verlangtest."

„Was nun?"

„Das soll ein Buchbinder sein . . "

„Ja, er besitzt ein Geschäft."

„Einen Kram mit Papieren, geradezu ein Krämer.

Erbarme Dich! Dem können wir zu dem Balle den Zutritt nicht gewähren . . ."

„Weshalb? Er ist ein anständiger, arbeitsamer Mensch."

„Wie ich sehe, fängst Du an den Demokraten zu spielen."

„Ist das etwas Böses?"

„Ich werde mit Dir, mein Lieber, nicht über sociale Fragen streiten; es geht mich zu wenig an, und Du hast, wie Du sagst, zu wenig Zeit. Es geht mir nur um unseren Ball und seinen Verlauf. Du weißt, was für ein Fiasko wir voriges Jahr lediglich darum gemacht haben, weil unser aus lauter eifrigen Demokraten bestehender Vorstand, keinen Unterschied beim Versenden der Einladungen machend, dieselben an Schneider, Schuster, Tischler und Gott weiß wen, sandte. Dies wußte man in der ganzen Stadt, da die Eingeladenen selbst es herumtrugen, und darum zog sich die ganze bessere Gesellschaft zurück; vom Adel kam auch Niemand, und als es in den bürgerlichen Kreisen bekannt wurde, daß jene sich zurück-

ziehen, kamen auch sie nicht, und so machte der Ball ein glänzendes Fiasko. Der diesjährige Vorstand beschloß darum, vorsichtiger zu sein, und säuberte vorsorglich die Liste der Einladungen, damit eine distinguirte Gesellschaft zusammenkomme."

„Was willst Du eigentlich von mir?"

„Daß Du uns die Einladung für jenen Mulinski zurückgiebst."

„Nun sie einmal gegeben . . ."

„Gegeben! Gegeben! was will das sagen. Derjenige, der sie schrieb, wußte nicht für wen, da Du nicht gesagt, daß Du sie für einen Buchbinder brauchst."

„Es ist geschehen. Die Einladung ist abgesandt. Jetzt kann man sie doch nicht mehr zurückfordern."

„Weshalb nicht? Mit solchen Leuten braucht man doch nicht große Umstände zu machen. Man sagt, es sei ein Irrthum vorgekommen, und die Sache ist abgemacht."

„Das werde ich nie thun."

„Nun, dann thue ich es für Dich. Ich gehe zu jenem Herrn."

„Das verbiete ich Dir," rief Julius, Boleslaus bei der Hand ergreifend. „Wenn Du irgend Etwas in der Sache thust, bekommst Du es mit mir zu thun! Verstehst Du mich? Ich mache Dich dafür verantwortlich."

„Was zum Teufel liegt Dir denn an diesem Mulinksi? Da ist irgend was nicht rein. Vielleicht eine schöne Frau? Wie? Gesteh es nur. Vor mir brauchst Du doch kein Geheimniß daraus zu machen."

„Ich kenne seine Frau garnicht," gab Julius brüsk zurück.

„Vielleicht hast Du bei ihm Schulden?"

„Ich habe keinen Grund, weder vor Dir, noch vor sonst Jemandem mich zu entschuldigen; ich sage Dir nur so viel, daß, wenn Du oder irgend Jemand vom Vorstand in dieser Sache meinen Wünschen zum Trotz einen Schritt thut, ich den Betreffenden zur Verantwortung ziehe."

„Von mir hast Du nichts zu befürchten. So wie Dir etwas daran liegt, spreche ich kein Wort mehr darüber; vielleicht zieht es Niemandes Aufmerk-

samkeit auf sich, und es gelingt uns, diesen Herrn Mulinski hinein zu schmuggeln. Wenn er nur keinen Auftritt veranlaßte."

„Es ist schon acht Uhr," rief Julius plötzlich auf die Uhr blickend. „Entschuldige, ich muß ausgehen.

„So gehen wir zusammen."

„Ich muß eilen."

„O, sei ruhig, ich halte Schritt."

„Aber ich fahre," rief Julius, der den lästigen Gast nicht los werden konnte, mit Ungeduld.

„Und wünschest nicht, daß ich Dich begleite? Ich wette, Du hast eine Zusammenkunft. Du wirst roth?' Ich habe es also errathen. Fürchte nichts. Ich werde Dich nicht beneiden und Dir nicht hinderlich sein, denn ich habe selbst etwas in petto. Weißt Du? Gestern stellte mich Eduard im Theater Deiner Doctorin vor. Ein reizendes Weib, bei meiner Ehre! Es lohnt sich ihretwegen einen dummen Streich zu machen. Morgen statte ich ihr einen Besuch ab."

„Leb' wohl," unterbrach Julius unartig das

Geschwätz des Gelbschnabels, eiligst in eine in der Nähe stehende Droschke steigend, und rief, um sein eigentliches Ziel nicht zu verrathen, laut dem Kutscher zu:

„Nach der Brücke!" Erst auf halbem Wege ließ er ihn den rechten Weg einschlagen.

Unterwegs machte er ein recht saures Gesicht, da das Gespräch mit Boleslaus ihm die Laune verdorben hatte.

Es war ihm durchaus nicht angenehm, daß die Einladung für jenen Herrn Mulinski die Aufmerksamkeit des Comités erregt hatte. Er kannte diesen Herrn garnicht und lud ihn nur Valeriens wegen ein. Am Ende ist das eine verpönte Persönlichkeit, deren man sich schämen muß? Es tröstete ihn nur der Umstand, daß auf öffentlichen Bällen den Männern weniger Beachtung gezollt wird, und was die Frauen anbetrifft, so hoffte er, daß die Schwester Valeriens nicht schlechter aussehen würde, als die Andern. Uebrigens meinte er durchaus nicht die Pflicht zu haben, sich der Gesellschaft dieser Damen

an dem Ballabende zu widmen; es ist doch ein Unterschied zwischen einer Gesellschaft bei Skoczkowski und einem öffentlichen Ball.

Durch diese Argumente beruhigt, erreichte er mit fröhlicherem Gesicht und leichterem Herzen das Haus, in dem Valerie wohnte. Aus der Droschke springend, gewahrte er unter dem Fenster des ersten Stockes ein längliches Schild mit der Aufschrift: „Modewaaren-Geschäft von Valerie und Comp.“ Dieser der Oeffentlichkeit so preisgegebene Name im Verein mit den Nachwirkungen der vorhin geführten Unterredung, ließ ihn sich Valerien gegenüber schon jetzt viel freier fühlen. Er hielt es für überflüssig, mit einer Frau, die eine so untergeordnete Stellung einnahm, viel Umstände zu machen. Er stieg daher mit einer gewissen Siegermiene selbstbewußt die Treppen hinauf in der Hoffnung, daß er von Valerie mit allen Zeichen einer demüthigen Freude empfangen werde, daß seine Ankunft sie beglücken, daß nicht viel Vorbereitungen nöthig sein würden, um ihr freundschaftlich herablassend die Wange zu klopfen und

sie mit: „meine Theure“ anreden zu können. Die Absicht, sie auf jenen öffentlichen Ball zu führen, betrachtete er als eine Heldenthat, eine Wohlthat, für welche sie ihm einen ungeheuren Dank schulde. Von solch eitlen Gedanken aufgeblasen, drückte er fest auf die Klinke, und als er die Thür verschlossen fand, zog er stark an der Klingel. Alles Zartgefühl schien ihm in diesem Augenblick gänzlich überflüssig, sein Benehmen war sehr frei.

„Wer klingelt so scharf? Bist Du's, Schwagerchen?“ fragte eine weibliche Stimme innerhalb der Thür.

„Bitte zu öffnen!“ rief wegwerfend, fast befehlend Julius.

Die Thür öffnete sich, und in dem dunklen Zimmer unterschied Julius nur mühsam eine liebliche Gestalt, in der er nicht sogleich Valerie erkannte, so sehr veränderte sie die dunkle Farbe ihres Hausanzuges. Sie sah zwar nicht schlechter, aber doch anders darin aus. Im Ballkleide war sie blendend, im Hauskleide gewann sie durch ihre natürliche An-

muth und erschien sogar jünger und kleiner. Da er das halbe Gesicht im Kragen verborgen hatte, erkannte auch sie ihn nicht.

„Zu wem wünschen Sie?"

„Wohnt hier Fräulein Valerie?"

„Ach, das sind Sie!" rief sie, ihn an der Stimme erkennend. „Bitte sehr!" Der Ton, in dem sie diese Worte sprach, verrieth nur allzu deutlich, welche Freude ihr die Ankunft dieses Gastes bereitete.

„Ich erkannte Sie nicht; ich glaubte, mein Schwager sei angekommen," erklärte sie, während Julius die Unhöflichkeit, mit der er an der Klingel gerissen hatte, bedauernd, den Pelz ablegte. Er suchte sich zu entschuldigen.

„Ich bitte Sie nicht in den Salon, denn dort herrscht eine schreckliche Unordnung. Sie würden dort unter einer Menge von Kleidern umkommen. Im Carneval haben wir so viel Arbeit, daß es uns an Zeit gebricht. Bitte hier herein," sprach sie mit der Hand auf die angelehnte Thür eines Nebenzimmers deutend, und als sie bemerkte, daß er beim Anblick

mehrerer um den Tisch sitzender Personen einen Schritt zurückwich, fügte sie schnell hinzu: „Treten Sie ruhig ein, wir sind hier unter uns; im Kreise der Unsrigen. Bitte, mein Herr!"

Vor ihm betrat sie alsdann das Zimmer, nannte seinen Namen und stellte ihm die anwesenden Personen vor.

„O! wir sind sehr erfreut, daß Sie so gut sind und unser gedenken," sprach die Greisin, die sich zu seiner Begrüßung erhoben hatte.

„Das sind meine Schwestern!" stellte Valerie die beiden auf dem Sopha sitzenden Damen vor, die, obgleich sie in den Zügen einige Aehnlichkeit mit Valerie hatten, doch schon viel älter und corpulenter waren. —

„Das ist mein Schwager Mulinski, und das ist sein Vater."

Die letzten Worte bezogen sich auf einen Greis mit großem weißen Bart und geschlossenen Lidern, der in einem großen Stuhle sitzend zwei kleine Mädchen auf dem Schooße hielt, die sich die Zeit damit ver-

trieben, seinen Bart in kleine Zöpfchen zu flechten. Julius verbeugte sich der Reihe nach gegen die vorgestellten Personen, mit lächerlich bekümmerter Miene, da er sich nicht sogleich in die unerwartete Lage finden konnte. Statt in einem süßen tête-à-tête mit Valerie fand er sich mitten im Familienkreise. Doch war ihm diese Enttäuschung nicht allzu unangenehm, im Gegentheil empfand er in dieser warmen Atmosphäre häuslichen Glücks, das sich in den Zügen der um den Tisch Sitzenden malte, eine Art Beruhigung seiner erregten Sinne. Er erinnerte sich seines Vaterhauses, in dem er beim Schein der Lampe und dem Summen des Samovars solche Abende verlebt hatte. Demnach brauchte er einige Zeit, ehe er sich in diese unerwartete Umgebung, in die einer ihm fremden Sphäre angehörenden Menschen fand. Er wunderte sich, daß er, indem er ihrer Unterhaltung lauschte, dieselbe inhaltreicher, tiefer und wärmer fand, als es die in den Salons geführten waren. Namentlich schienen Valeriens Schwestern durch die Gegenwart eines Fremden durchaus nicht in Verlegenheit

gesetzt; sie plauderten und scherzten über mancherlei Interessantes: das Theater, den diesjährigen Carneval, die Stadtneuigkeiten, und nicht selten entfloh ihren Lippen eine treffende Bemerkung, ein gelungener Witz, der jedoch nie die Grenzen des Erlaubten überschritt.

Mulinski, dessen breites Gesicht eine große Ehrlichkeit und Herzensgüte verrieth, war weniger gesprächig, lauschte jedoch aufmerksam der Unterhaltung. Diese Herzensgüte malte sich in jedem seiner Blicke, namentlich, wenn er dieselben auf seine Frau oder auf sein einige Jahre altes Töchterchen richtete, das schon die Erwachsene spielend, ernst neben ihm saß und jedesmal, wenn sie angesprochen wurde, oder wenn von ihr die Rede war, lebhaft erröthete. Es bedurfte keines Menschenkenners, um aus den Zügen dieses Mannes herauszulesen, wie glücklich und befriedigt er sich in dieser Umgebung fühlte. Laut lobte ihn die Frau vor dem Gaste, daß er seit dem Tage ihrer Vermählung noch keinen Abend außer Hause zugebracht. Dieses Lob beschämte und erfreute ihn zugleich dermaßen, daß sein breites Gesicht von Schweiß erglänzte. Er

machte einen eigenthümlichen Eindruck: Ein Herkules mit der Sanftmuth eines Lämmchens, die in jedem Wort und seinem ganzen Verhalten gegen die Frau, deren Schwestern und Mutter sich kund that.

Sein Vater, ein früherer napoleonischer Soldat jetzt ein kindischer Greis, der nichts sah und wenig hörte, nahm keinen Theil an der Gesellschaft, außer wenn ihm von ungefähr eine Erinnerung aus alten Tagen durch den Sinn fuhr. Dann erzählte er dieselbe laut, unbekümmert ob ihn Jemand höre, oder nicht; ein anderes Mal summte er ein Soldatenlied, mit den geschwollenen Fingern auf dem Tische den Takt dazu trommelnd. Sonst saß er schweigend, in die Rauchwolken gehüllt, die seiner kurzen Pfeife entstiegen, die er nur dann zur Seite legte, wenn seine Enkel Lust bezeigten, seinen Bart zu flechten oder Valerie ihm ein volles Löffelchen Eingemachtes, das er sehr liebte, in den Mund schob. Am anderen Ende des Tisches, ihm gegenüber, saß mit dem unvermeidlichen Strumpfe, dessen Nadeln im Lichte glänzten, die Mutter Valeriens. Wenngleich sie aus Rücksicht auf ihre

Augen, die sie mit einer dunklen Brille beschattete, etwas entfernt saß, so erkannte man doch an dem Verhalten Aller, daß sie hier das Familienoberhaupt war. Alle behandelten sie mit Ehrerbietung; in allen Dingen wandte man sich an sie; Alle beschäftigten sich vorwiegend mit ihr. Sie war für ihre Töchter ein Gegenstand besonderer Sorgfalt, und zwar jener durch große Anhänglichkeit bedingten Sorgfalt, nicht jener scheinbaren, formellen.

All dieses sah und hörte Julius mit Erstaunen. Er hatte nie geahnt, daß es außer in jenen Kreisen, in denen er sich bewegte, solche Menschen, solche Verhältnisse geben könne. Da er die arbeitenden Klassen nur von Außen, von der Straße her kannte, so machte er sich auch ganz falsche Begriffe. Er glaubte, daß dort Alles oberflächlich, roh, bäurisch, oder übertriebener Ansprüche wegen lächerlich sein müßte. Statt dessen fand er hier nicht einen Schatten von lächerlicher Uebertreibung, überhaupt nichts, was ihn irgendwie unangenehm berühren könnte; es hatte diese einfache, um den Tisch versammelte Familie

mit der greisen Mutter und dem blinden Großvater im blauen Schnürrock einen sehr ehrwürdigen Anstrich, der ihn mit Achtung erfüllte. Valerie selbst erschien ihm ganz anders, als da er sie an jenem Abend gesehen. Dort blendete sie ihn durch ihre Schönheit; hier zog sie seine Aufmerksamkeit durch Liebenswürdigkeit des Charakters und eine große Natürlichkeit im Umgang auf sich. Im einfachen schwarzen Kleide mit dem gestickten Kragen erschien ihr rosiges, von einem hellen, dicken Zopf umrahmtes Gesichtchen noch viel schöner und anziehender, und ihre gute Laune und natürlicher Witz verliehen ihr einen Reiz, der ihn entzückte und anzog. Als er sie so betrachtete, wie sie beim Samovar beschäftigt Allen den Thee reichte, dachte er der Absichten und Gedanken, mit denen er hierhergekommen, und schämte sich jetzt vor sich selber, denn solche Gedanken kamen ihm in diesem stillen, warmen Nestchen wie eine Entweihung des Allerheiligsten vor. Um ihnen Allen die Beleidigung, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, abzubitten, bemühte er sich, herzlich und zu=

vorkommend zu sein und so viel als möglich den allgemeinen Ton anzuschlagen, und so schien er denn auch nach einer Stunde Aufenthalt in diesem Kreise mehr ein Mitglied der Familie, denn ein Fremder. Er lachte und scherzte, unterhielt Alle durch Erzählen verschiedener heiterer Episoden aus dem Land- und Studentenleben; den beiden kleinen Mädchen zeigte er verschiedene Kunststücke, wodurch er dieselben dermaßen gewann, daß sie den Schooß des Großvaters verließen und zu ihm übersiedelten. Bei ihrem älteren Schwesterchen rief er durch das Verlangen eines Kusses fortwährendes Erröthen hervor; er verstand es, dermaßen Alle für sich zu gewinnen, daß als er sich zum Gehen anschickte, die Kleinen seine Hände ergreifend, ihn auf keinen Fall gehen lassen wollten, und auch die Uebrigen luden ihn herzlich zum Dableiben ein. Da er sich hier so eigenthümlich wohl und heimlich fühlte, ließ er sich nicht lange bitten; er setzte sich wieder, und das Geplauder begann noch angeregter und herzlicher von Neuem. Da ertönte die Klingel am Eingang.

„Das ist Roman,“ sprach eine der Schwestern, während ein freudiges Lächeln ihr Gesicht erhellte.

„Papachen!“ riefen die auf Julius’ Schooß sitzenden Kleinen, in’s Vorzimmer eilend.

„Mein Schwager, der Maschinist. Ich glaube seiner schon erwähnt zu haben.“

Obgleich sich Julius dessen nicht so recht erinnern konnte, nickte er doch bejahend, neugierig nach der Thür blickend, in der ein noch ziemlich junger Mann mit schwarzer Blouse und russigem Gesicht, in dem nur ein paar fleischige, kirschrothe Lippen, die blitzenden Augäpfel und blendend weiße Zähne zu sehen waren, erschien. Er trat ein, eines der Kinder auf dem Arm das andere an der Hand führend. Die Frau eilte ihm entgegen und schmiegte sich zärtlich an ihn, die weiße Wange ihm zum Kuße reichend. Einen Fremden im Kreise seiner Angehörigen gewahrend, hielt er in den Ausbrüchen seiner Zärtlichkeit inne, Julius mit Befremden und Mißtrauen betrachtend.

Valerie beeilte sich, die Beiden mit einander bekannt zu machen.

„Wenn ich nicht irre so sind wir Schulkameraden," sprach der Neuangekommene.

„Ich kann mich wirklich nicht erinnern," sprach verlegen Julius, indem er sich mühte, unter der Kruste von Ruß und Rauch die Züge des Vorgestellten zu erkennen.

„Ihr werther Name?"

„Stanezki."

„Stanezki?" fragte Julius verwundert, schnell die Augen zu dem Sprecher erhebend. „Roman Stanezki?"

„Roman Stanezki. Jawohl, erinnerst Du Dich meiner?"

„Wie sollte ich nicht? Dein Gesicht hätte ich jedoch nicht erkannt."

„Namentlich wenn das Gesicht so beschmutzt ist wie augenblicklich. Früher sah ich anders aus, nicht wahr? Erinnerst Du Dich? Ihr nanntet mich den vornehmen Herrn, den Aristokraten. Jetzt bin ich ein armer Arbeiter, und dennoch würde ich nicht mit meinem früheren Herrenthum tauschen; heut fühle

ich mich ein Mensch, der nicht von fremder Gnade zu leben braucht, der es versteht, für sich und die Seinen zu arbeiten."

Er sprach dies mit einem gewissen Stolz, seine Frau und Kinder mit zärtlichem Blick umfassend.

„Roman, der Thee," sprach Valerie ihm eine frisch eingeschenkte Tasse reichend und den Teller mit Fleisch ihm näher rückend.

„O! ich werde mit Vergnügen trinken, denn ich bin halb erfroren und hungrig wie ein Wolf. Ihr habt keinen Begriff, wie es heut auf freiem Felde war! Ein Sturm, daß man die Welt nicht sah!" erzählte er, das Fleisch mit großen Schlucken Thees hinunter spülend.

„Der Zug wurde mehrmals durch die im Wege liegenden Schneehaufen aufgehalten. Gott bewahre Jeden, in solchem Wetter auf der Maschine sein zu müssen. Von einer Seite wird man durch das Feuer halb gebraten, während von der andern ein unbarmherzig schneidender Wind weht."

„Du Armer mußt so schwer arbeiten," sprach mitleidsvoll seine Frau und streichelte ihm die Wange.

„Und Du, meine Theure? arbeitest Du nicht?"

„Das ist etwas Anderes, wir sitzen hier bequem im warmen Zimmer, während Du Aermster frieren mußt und Dich nicht einmal ausschlafen kannst."

„Es ist ein schwerer Dienst, aber er härtet ab; ich fühle doch, daß ich lebe."

„Ich mache mir oft Vorwürfe, Dich dazu überredet zu haben."

„Es ist nur ein vorübergehendes Verhältniß und wird sich bald zum Besseren ändern. Der Inspector der Werkstätten hat mir versprochen, mich in Kurzem zum Gehilfen zu nehmen; dann werde ich ausruhen. — Und was machst Du?" fragte er, sich plötzlich an Julius wendend.

„Ich studire die Rechte."

„Du wirst also ein Rechtsverdreher?"

„Nein! nach beendetem Studium kehre ich zur Landwirthschaft zurück."

„Das ist etwas anderes; denn siehst Du, ich

habe eine Abneigung gegen diesen Beruf; und Du liebtest, so viel ich mich erinnere, stets die graden Wege. Du warst ein guter College."

Dieses in Valeriens Gegenwart gespendete Lob machte ihn erröthen, denn er glaubte zu bemerken, daß Valerie nun noch wohlwollender auf ihn blickte.

„Aber ich wußte nicht, daß die Herrschaften sich kennen," begann Roman, Julius und Valerie mit mißtrauischen Blicken betrachtend.

„Wir lernten den Herrn in einer Tanzgesellschaft kennen."

„So?"

„Und ich erlaubte mir, den Damen eine Einladung zum Balle zu überbringen."

„Zu welchem Balle?"

„Zum Studentenballe; hier ist die Einladung."

Er reichte ihm ein Papier, das jener, nachdem er es gelesen, von allen Seiten betrachtete. Nach einer Weile fragte er:

„Und Ihr wollt den Ball besuchen?"

„Da wir die Einladung erhielten . . ."

„Vielleicht möchtest Du auch hin? Ja?“ fragte seine Frau.

Er zuckte mit den Schultern und sah sie, als hätte sie etwas Unvernünftiges gesagt, verwundert an.

„Ich habe, wie Du wohl weißt, keine Zeit dazu. Aber selbst wenn ich sie hätte, würde ich mich hüten, da hinzugehen, wo man mich über die Achsel ansehen könnte.“

Diese schroffe Antwort störte ein wenig die frohe Laune der Gesellschaft. Valerie versuchte ein anderes Gespräch anzuknüpfen, doch wollte es nicht in Gang kommen, und der Faden der Unterhaltung riß fortwährend. Schließlich dachte der Großvater auch an's Schlafengehen, die kleinen Mädchen waren ebenfalls auf dem Schooße ihres Vaters, die Köpfchen an seine Schulter gelehnt, sanft eingeschlafen. Behutsam nahm er sie auf den Arm, um sie hinauf in ihre Bettchen zu tragen. Die ganze Familie wohnte in einem Hause: Valerie mit ihrer Mutter im ersten Stock, wo auch das Magazin und zugleich der Sammelpunkt der ganzen Familie war: Mulinskis

hatten im zweiten Stock neben Stanezkis zwei Stübchen. Als auch schon der blinde Greis zur Ruhe geführt war, blieb Julius nichts übrig, als sich ebenfalls zu empfehlen, und er wurde diesmal, da die Zeit schon vorgerückt war, auch nicht mehr zurückgehalten. Valerie und deren Mutter geleiteten ihn bis zur Thür, und dankbar küßte er beiden Damen die Hände. In diesem Augenblick fühlte er sie seinem Herzen so nahe stehend, so unentbehrlich zu seinem Leben, daß er mit wirklichem Schmerz von ihnen schied.

Sonderbar beglückt dachte er auf dem Heimwege darüber nach, mit welchen Gefühlen er Valeriens Haus betreten, und wie verändert dieselben jetzt waren. Diese Gefühlsveränderung bereitete ihm eine himmlische Befriedigung. War er doch eigentlich weder schlecht noch verdorben; er hatte ja von Haus schöne und moralische Grundsätze mitgenommen, und obgleich das flotte Leben im Kreise leichtsinniger Freunde dann und wann die Stimme seines besseren Selbst betäubte und häßliche Leidenschaften weckte, so genügte doch ein Abend im Kreise jener achtbaren Familie, die in

seiner Seele schlummernden edlen Eigenschaften zu wecken. Er fühlte sich heute reiner und besser, und eine eigenthümliche Heiterkeit beherrschte sein Inneres. Er fühlte sich so leicht, so froh, als hätte er Schwingen an den Schultern.

Auf einer der Straßen hörte er die aufgeregte Unterhaltung mehrerer, aus einer Conditorei kommender Herren. Er vermeinte unter den bis zu ihm dringenden Stimmen, den Diskant Boleslaus' und den heiseren Baß Eduards zu unterscheiden. Um eine Begegnung zu vermeiden, schlug er eiligst eine andere Richtung ein. Er befürchtete, sie könnten ihm die heiteren Gedanken, mit denen er heimkehrte, trüben und beschmutzen. Er fürchtete, auch nur eines Theilchens jenes holden Gefühls, das er jetzt empfand, verlustig zu gehen. Er wollte dasselbe wie eine am Muttergottestage in der Kirche angezündete Kerze unbefleckt nach Hause tragen. Am meisten gab ihm Roman zu denken; er konnte es sich nicht erklären, was wohl diesen feinen, verwöhnten Herrn zu solch schwerer Arbeit, zur Vermählung mit einer Schneiderin

und zum Uebertritt in eine ganz andere Sphäre und Verhältnisse hatte bewegen können. Schon früh hatte er die Eltern verloren und besaß kein Vermögen; aber er hatte doch reiche, zur guten Gesellschaft gehörende Verwandte, die ihn hatten erziehen und unterrichten lassen. In der Schule verkehrte er nur mit der adligen Jugend, die unter ihm Stehenden mit Verachtung behandelnd. Welche plötzliche Katastrophe hatte ihn in eine der früheren so entgegengesetzte Bahn lenken, ihn so bis zur Unkenntlichkeit verändern können? Mit der Liebe zu seiner Frau ließ sich dies salto mortale nicht erklären, denn dazu schien diese ihm weder schön noch geistreich genug. Uebrigens — wo hatte er Gelegenheit, sie kennen und lieben zu lernen, daß er ihretwegen seinen Gewohnheiten, Verhältnissen, seiner ganzen Zukunft zu entsagen vermocht? Das war ein Räthsel, über dessen Lösung er sich vergebens den Kopf zerbrach.

Es sollte sich ihm jedoch über Erwarten schnell lösen, denn schon am nächsten Tage kam Roman ganz unerwartet in seine Wohnung. Da er jetzt ge-

waschen und sorgfältig gekleidet war, konnte ihn Julius, wenn er an gestern dachte, nur noch an den blitzenden, durchdringenden Augen, die er mehrmals so mißtrauisch und prüfend auf ihn geheftet hatte, erkennen.

„Du fragst Dich gewiß vergeblich, was mich hierher führt," sprach er zu Julius, der noch im Bette lag, und nahm ohne Weiteres neben demselben Platz. „Es ist das scheinbar eine ganz unwichtige Sache, doch für mich und die Meinen von großer Bedeutung."

„Vor Allem, Du rauchst vielleicht eine Cigarette?

„Ich danke Dir."

„Vielleicht eine Cigarre?"

„Ich rauche überhaupt nicht. Bei meiner Beschäftigung habe ich schon so viel Rauch schlucken müssen, daß mir jegliche Lust zu irgend welcher Beräucherung vergangen ist. Uebrigens war's im Anfang bei mir so knapp, daß es kaum für's Sattessen reichte, ganz und gar aber nicht für's Rauchen.

Jedoch zur Sache. Ich komme in jener Ballangelegenheit zu Dir."

„Was bekümmert Dich denn jene Einladung so sehr? Ich habe es schon gestern bemerkt."

„Ich möchte gern wissen, ob Valerie Dich darum ersuchte, oder . . ."

„Wie kannst Du nur Fräulein Valerie durch eine solche Voraussetzung beleidigen?"

„Du hast Dich also selbst zu diesem Dienst erboten. Das war sehr schön von Dir, aber Du hast nicht berechnet, was daraus entspringen kann."

„Was könnte wohl daraus entspringen? Höchstens wird der Tanz die Damen ermüden, denn die tanzlustige Jugend wird die Damen nicht in Ruhe lassen. Aber wozu geht man denn auch auf einen Ball, wenn nicht um zu tanzen?"

„Bitte, scherze nicht darüber; ich spreche im vollen Ernst. Sieh mir in die Augen und antwortete ganz offen ohne Umschweife: War es Dir leicht, von Deinen Collegen diese Einladung zu erhalten?"

„Warum sollte es mir schwer gewesen sein?"

fragte Julius, unter Romans prüfenden Blicken in Verwirrung gerathend, da ihm seine gestrige Unterredung mit Boleslaus in's Gedächtniß kam.

„Warum? Weil bei uns die Arbeit noch keine Bürgerrechte gewonnen, weil der erste beste Thunichtgut mit einem Wappen mehr Bedeutung hat, als ein ehrlicher Arbeiter; weil man da, wo man einem vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitenden Menschen keinen Zutritt gewähren würde, einen eleganten Faulenzer mit unterthäniger Zuvorkommenheit empfängt. Ich kenne die Welt und die Menschen ein wenig, da ich mich lange genug unter ihnen aufgehalten, und weiß, daß es so ist. In der Theorie sind wir weit vorgeschritten; man schreibt viel davon, wie ehrenwerth das Handwerk ist, und von der Achtung vor der Arbeit; aber in der Praxis ist es noch beim Alten; die gesellschaftlichen Vorurtheile haben ihre Gültigkeit wie gewisse außer Cours gesetzte Münzen. Aus diesem Grunde, fürchte ich, könnte Valerie und ihre Schwester, wenn sie auf dem Ball erscheinen, Unannehmlichkeiten haben."

„Welche Unannehmlichkeiten könnten sie wohl haben?“

„Welche, welche?“ fuhr Roman ungeduldig auf, „muß man Dich denn mit der Nase darauf stoßen, was geschehen kann? Die erste beste Pflanze, die nicht werth ist, jenen Beiden die Schuhriemen zu lösen, kann ihnen, auf ihre Geburt oder Stellung pochend, auf dem Balle einen Affront bereiten. Der erste beste Fant kann sich einen beleidigenden Scherz erlauben, und was dann? Wäre ich dort, so wüßte ich sie schon vor jeder Unbill zu schützen, selbst wenn es gälte, einen Auftritt zu machen; aber ich besuche keine Bälle, denn ich bin zu stolz, schätze meine Arbeit zu hoch, um mich da einzudrängen, wo man mich nicht zu schätzen verstände. Mulinski wird allerdings da sein, er ist aber nur ein ehrlicher Kerl, nichts weiter: dabei ist er zu schüchtern und zu weich.“

„Du denkst an unglaubliche Dinge. Wer würde es wagen, Frauen zu beleidigen und obendrein Frauen wie Fräulein Valerie und deren Schwester, deren

ganzes Benehmen und Aeußeres so distinguirt ist, daß Niemand sie für das halten würde, was sie sind.

„Du willst sie also im Charakter von Damen anderer Kreise in den Ballsaal einschmuggeln? Du hoffst, daß sie Niemand, wie auf einem Maskenfest, erkennen wird. Siehst Du, durch diese Bemerkung hast Du Dich verrathen und bewiesen, daß auch Du noch den alten Vorurtheilen huldigst, daß die arbeitenden Frauen nur so viel Werth bei Dir haben, als man es ihnen nicht ansieht, wer sie eigentlich sind. Und wenn man es erkennt, was dann?"

„Eh! Du bist sonderbar. Du siehst Alles in den schwärzesten Farben, weil Du gegen die Menschen eingenommen bist, Dich von ihnen zurückziehst. Ich gebe Dir mein Wort, daß Deine Besorgniß unbegründet ist."

„Es kann wohl sein, daß sich Niemand eine wirkliche Beleidigung zu Schulden kommen lassen wird aus Furcht vor der Verantwortung. Aber man wird sie stillschweigend nichtachten!"

„Wenn es nur das ist, so nehme ich es auf

mich, daß Deine Damen über Mangel an Tänzern nicht klagen sollen. Ich selbst erbitte mir schon im Voraus die erste Quadrille und den ersten Mazur von beiden Damen, von den Rundtänzen gar nicht zu reden, d. h. wenn mich die Andern dazu kommen lassen."

„Du glaubst also, daß sie sich auf dem Balle unterhalten werden? Vielleicht bin ich in diesem Punkte allzu peinlich; aber, siehst Du, ich liebe und achte diese Frauen so sehr und bin deshalb um sie besorgt. Wenn Du sie so kennen würdest, wie ich sie kenne, wie tugendhaft, fleißig und ehrlich sie sind, dann würdest Du erst wissen, was sie werth sind, und würdest meine Besorgniß um ihre Ehre und ihren guten Ruf begreifen. Jede Beleidigung, der leiseste Schatten einer Beleidigung, die sie treffen könnte, würde mich tausendmal mehr schmerzen, als wenn sie mich träfe, und ich würde mich gern in Stücke hauen lassen, um ihnen eine Unannehmlichkeit zu ersparen. Denn, siehst Du, ich bin diesen Frauen viel schuldig: sie haben mich zum Menschen gemacht. Du warst gestern

gewiß nicht wenig erstaunt, mich in ihrem Kreise und als den Gatten der Einen, obendrein als Locomotivführer zu finden. Meine Vergangenheit ließ es nicht vermuthen, daß ich einst diesen Weg gehen würde. Ich selbst hätte gelacht und denjenigen, der mir das vor einigen Jahren gesagt hätte, für verrückt erklärt. Eine Katastrophe genügte, um mich aus der Bahn zu lenken, auf der ich zu einem auf Kosten seiner Frau lebenden Manne, oder sonst einem Parasiten geworden wäre. Ein Unglück, das ich ein großes Glück nenne, behütete mich davor. — Aber ich langweile Dich mit meinem Geschwätz, das Dich doch nicht interessiren kann!" sprach er sich plötzlich erhebend und die Mütze vom Tische nehmend.

„Aber im Gegentheil, ich bitte, erzähle," rief Julius seine Hand ergreifend und ihn wieder neben sich nieder ziehend. „Ich selbst wollte Dich schon über den Grund einer so plötzlichen Veränderung in Deinem Leben befragen. Es muß das eine sehr wunderliche Geschichte sein."

„Wunderlich wohl, jedoch nicht sehr angenehm,

denn durch dieselbe entdeckte sich mir die sorgfältig hinter einer spanischen Wand verborgene innere Unreinheit der Betschwestern, die in den Augen der Welt als Muster der Andacht und des guten Tones gelten. Mit nicht allzu großer Freude spreche ich hiervon, denn meine Tanten, bei denen ich nach dem Tode der Eltern erzogen wurde, spielen hierbei die Hauptrolle. Es waren dies drei alte Jungfern, Comtessen, die nur darum ledig blieben, weil sich ihnen keine Partieen aus ihrer Sphäre boten; herabzusteigen, sei es auch um dem Zuge des Herzens zu folgen, sahen sie als eine Erniedrigung an. Sie hatten zu wenig Vermögen, um sich verheirathen zu können, aber genug, um anständig und sorglos leben und mir eine standesgemäße Bildung geben zu können, aus mir ein verwöhntes Herrchen zu machen, das verstände, französisch zu plappern, sich schön zu verbeugen, Chic und gute Manieren besäße und sich geschickt im Salon zu bewegen wüßte. Außer mir erzog die Eine ein, wer weiß ob nicht noch mehr als ich verzogenes Hündchen, die Zweite eine Angorakatze

und die Dritte Kanarienvögel; dadurch kam es häufig zwischen den Tanten zu Zwistigkeiten, da sie wüthend ihre Schützlinge vertheidigten. Außerdem stickten sie Meßgewänder, Antipediums für Kirchen, andächtig küßten sie jungen Priestern die Hände, weißten sich die Gesichter und schwärzten ihre Nächsten, namentlich das weibliche Geschlecht, an, besuchten dabei aber alle in den aristokratischen Kreisen modernen Predigten und Andachten. Wie ich Dir schon erzählte, vergötterten sie mich, verzärtelten sie mich, wie sie nur konnten, indem sie mit einander zu wetteifern schienen, welche von ihnen durch größere Nachsicht und Güte mich am meisten verziehen würde. Wie sie mich erzogen, weißt Du am besten, da wir doch mehrere Jahre Kameraden waren. Ihr haßtet mich Alle, weil ich mit Euch nicht verkehren wollte, weil ich Euch hochmüthig und geringschätzig behandelte und nur mit zwei Gräflein und dem dicken Barönchen mit den zugekniffenen Aeuglein Freundschaft schloß. Erinnerst Du Dich noch seiner?"

„Sehr gut, nach den Schulstunden ging er stets

in die Bibliothek, um Niesezki und Paprocki durchzublättern und darin seine und seiner Kameraden Ahnen nachzuschlagen, damit er wisse, mit wem er verkehren könne und mit wem nicht."

„Und wir Esel äfften ihm in dieser Hinsicht nach und wurden durch das Lesen der Großthaten unserer Vorfahren immer hochmüthiger. Ich weiß noch, wie auf Grund unserer heraldischen Nachforschungen wir Dich, obgleich Du kein Graf, doch aus Rücksicht auf Deine Ahnen zu unsrer Gesellschaft zulassen wollten; aber Du nahmst diese Ehre nicht an und hieltest Dich mit der ganzen Klasse von uns fern."

„Wir nannten Euch die Legitimisten und kränkten Euch, wie Knaben in diesem Alter die zu kränken verstehen, die sie nicht leiden können."

„Das bemerkte ich wohl, es schmerzte und ärgerte mich auch, aber ich verstand es nicht, anders zu sein, und es erschien mir eine Beleidigung, mit den Söhnen von Schneidern, Schustern und anderen Handwerkern verkehren zu sollen. So lehrten mich meine Tanten.

In der Kirche schwören sie Gott, ihre Nächsten zu lieben, und zu Hause lehrten sie mich, daß unsre Nächsten erst beim Baron, oder wenigstens einem Altadligen anfangen. Da ich ein gutes Begriffsvermögen hatte, so gingen diese Lehren nicht verloren. Sehr befähigt war ich zur Erlernung der Sprachen, ich plapperte wie eine Dohle französisch, englisch, italienisch und deutsch, worüber meine Tanten sehr entzückt waren. Ich mußte mich auch mit meinen Talenten stets vor den Gästen produciren. Da ich außerdem leidlich auf dem Clavier klimperte, Nasen, Augen und Ohren zeichnete, ja sogar ganze Köpfe nach einem Gypsmodell zu zeichnen verstand, wie ein Ballettänzer tanzte und mit Rapieren focht, so betrachteten die Tanten meine Erziehung als vollendet und nahmen mich schon früh aus der Schule, da sie befürchteten, ich könne mir dort durch den Verkehr mit gewöhnlichen Leuten nur schlechte Manieren angewöhnen. Schon mit zwanzig Jahren behandelte man mich als fertigen jungen Mann, umsomehr, da mein Wuchs und ein beträchtliches Embonpoint

mich bedeutend älter erscheinen ließen. Ich schrieb mich des Chics wegen auf der Universität ein, ließ mich jedoch selten dort blicken, da ich Gesellschaften und Andachten mit meinen Tanten, die auf einen solchen Neffen stolz waren, besuchen mußte. Dank ihren Bemühungen wurde ich Schriftführer der wohlthätigen Damen, Vize=Präses des St. Vincenz=Vereins, und außerdem ward ich, nachdem man mich mit einundzwanzig Jahren hatte mündig sprechen lassen, rechtmäßiger Bevollmächtiger und Vertreter einer Freundin meiner Tanten, einer Wittwe und, wie man mir sagte, einer sehr reichen, wohlthätigen und frommen Dame. Man sagte mir, sie zähle erst einige Dreißig, doch sah sie bedeutend älter aus, denn sie hatte ein welkes, runzeliges Gesicht. Von hinten präsentirte sie sich allerdings vortheilhafter, denn da sie ziemlich klein und schmächtig war, sah sie wie ein junges Mädchen aus; und darum gewiß nannten sie meine Tanten stets zärtlich „unser Fräulein!" Sie konnte auch wirklich im Vergleich mit ihnen noch als sehr jung gelten. Das einzige Schöne an ihr waren ihre

Augen. Darum verschwendete sie ihre Blicke auch an Alle: an die Menschen, an Gott und alle Heiligen, als ob sie durch die Süßigkeit und Milde ihrer Blicke die ganze Welt für sich gewinnen wollte. Mich traf deren keine kleine Portion, sogar zu ganz unpassender Zeit, nämlich bei den Quartalsberechnungen, wenn ich ihr Rechenschaft von der Führung der Geschäfte ablegte. Diese Geschäfte verlangten keine große Kenntniß der Buchführung. Das Vermögen der gottesfürchtigen Dame bestand vorwiegend in Baarschaft und zwei Häusern. Abgesehen von den Geschenken an Geburtstagen und allen größeren Festen, erhielt ich ein ansehnliches Gehalt, während meine Thätigkeit darin bestand, den Miethzins einzucassiren, die Coupons abzuschneiden, hin und wieder an einem der Häuser eine Reparatur vornehmen zu lassen, eine finanzielle Operation mit Papieren vorzunehmen, oder sie beim Gericht zu vertreten. Mein Gehalt sicherte mir den Tanten gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit und lieferte mir zugleich den Beweis, daß ich mich zu ernähren verstehe. In diesem Punkte war ich sehr

feinfühlend; daher war es doch nur natürlich, daß ich derjenigen Frau, die mir Gelegenheit bot, meinen Unterhalt zu verdienen, unerhört dankbar dafür war, und da ich sah, wie wenig ihre Geschäfte mich in Anspruch nahmen, so suchte ich ihr dies dadurch zu vergüten, daß ich ihr Gesellschaft leistete. Ich betrachtete das als eine nothwendige Zugabe zu meiner pflichtmäßigen Thätigkeit und dachte nicht einen Augenblick an die Möglichkeit, daß sie sich das anders deuten könne, umsomehr, als sie bei jeder Gelegenheit mit thränenden Augen ihres seligen Gatten gedachte. Ich glaubte, daß sie außer einer recht schnellen Vereinigung mit ihm im Schooße Abrahams auf dieser Welt keinen Wunsch mehr habe. Trotzdem barg sich in diesem elenden, welken Körperchen ein rein irdisches Verlangen, dessen Gegenstand ich war. Um mich kurz zu fassen: es fiel diesem Weibchen ein, mich in aller gesetzlichen und kirchlichen Form zum Gatten machen zu wollen. Diese Neuigkeit erfuhr ich durch Vermittelung meiner Tanten, die sie mir mit unbeschreiblicher Freude als größtes Glück mittheilten, mir

alle geistigen Vorzüge dieser Heirathskandidatin vorzählend. Anfangs nahm ich es für Scherz, da ich doch nicht annehmen konnte, daß sie im Ernst an meine Verbindung mit einem Wesen, das eher zu meiner Mutter, als zu meiner Frau passen würde, denken könnten; auch konnte ich nicht glauben, daß die Dame selbst so unvernünftig sein könne, daran zu denken. Da ich jedoch bemerkte, daß die Tanten die Sache völlig ernst nahmen und mit jedem Tage eindringlicher mich zu dieser Heirath zu überreden suchten, erklärte ich entschieden, daß ich eine solche Thorheit nie begehen würde, und daß ich mich wundere, wie in ihren Köpfen eine so lächerliche Idee, wie meine Verbindung mit solch einem alten Weibe es sei, Platz finden könne. Die Erwähnung ihres Alters empörte sie am meisten; sie fühlten sich dadurch verletzt, daß ich eine Frau, welche weit jünger war als sie, alt zu nennen wagte, da sie doch selbst noch sich, wenn nicht zur ersten, so doch zur zweiten Jugend zu zählen berechtigt glaubten. Darum nannten sie mich einen Undankbaren, einen Menschen, der kein

Zartgefühl gegen Frauen habe, was sie meinem Aufenthalt in den Schulen zuschrieben, wo ich dem bösen Beispiel erlegen, und begannen ob meiner Starrköpfigkeit zu jammern und zu weinen. Als der erste, gegen mein Herz geführte Angriff mißlungen war, begannen sie sich an meine Vernunft zu wenden, indem sie mir alle Vortheile dieser Verbindung vorrechneten. Sie stellten mir vor, daß ich als Gatte einer reichen Frau alle, selbst die unmöglichsten Wünsche werde befriedigen, daß ich reisen, in der Welt glänzen und mir eine hohe Stellung werde erringen können. Da sie sich diesmal an meine Vernunft wandten, so antwortete ich ihnen ganz vernünftig, daß ein Leben, wie sie es mir schilderten, ganz und gar meinen Wünschen entsprechen würde, wenn es nicht mit lebenslänglicher Sklaverei bezahlt werden müßte, wenn ich einer mir völlig gleichgültigen Frau nicht Liebe heucheln müßte, und daß ich um hundertmal größerer Vortheile willen niemals zu solcher Lüge greifen würde. Glaubst Du, daß ich sie dadurch überzeugte? Gott bewahre! Sie nannten mich einen verdrehten Menschen ohne

Grundsätze, der absichtlich sein Glück mit Füßen trete und den Tanten, denen er so viel Gutes verdankt, das Leben vergifte. Sie wollten an die Aufrichtigkeit meiner Gründe nicht glauben und behaupteten, ich opfere all diese Vortheile um einer unvernünftigen Liebschaft willen. Eine der Damen erwies sich sogar bis zu dem Punkte praktisch, daß sie mir erklärte, bei genügendem Takt ließen sich die Pflichten eines Gatten mit den Privatneigungen sehr gut in Einklang bringen. Diese Beweisführung in dem Munde einer Frau, noch dazu eines Mädchens, das Anspruch auf Sittlichkeit machte, empörte mich und erfüllte mich mit Abscheu, was ich ihnen in vielleicht allzu rauher Weise aussprach, indem ich sie fragte, aus welchem Katechismus sie solche Moralität gelernt? Dafür nannten sie mich einen gottlosen Ungläubigen, für den es nichts Heiliges mehr gebe, und sandten mir einen Priester, damit er mich verstockten Sünder mit Rathschlägen und Ermahnungen auf den rechten Weg führe. Es wurden sogar für den Zweck, daß Gott den verwirrten Verstand mir erleuchte und mich den ganzen Werth

des von mir so gering geschätzten Glückes erkennen lasse, mehrere Messen gelesen. Weil ich mich nicht verkaufen und einem alten Weibe Liebe heucheln wollte, wurde ich wie ein Verbrecher behandelt. Sie selbst verhielt sich gegen mich ganz neutral; sie trat in dieser Sache garnicht handelnd auf, die Führung derselben meinen Tanten überlassend; dennoch bemerkte ich, daß sich ihr mir bis dahin bewiesenes Wohlwollen merklich abgekühlt hatte. Von Geschenken war nun schon keine Rede mehr, und ich hätte dieselben auch, seit ich den eigentlichen Grund der Liebenswürdigkeit jener Dame kannte, natürlich nicht angenommen. Das Abschneiden der Coupons behielt sie sich nun selbst vor, indem sie behauptete, daß es sie unterhalte. Um mir zu beweisen, wie entbehrlich ich ihr sei, übergab sie die Verwaltung der Häuser einem ihrer Miether, einem Beamten, und ließ mir so immer weniger Beschäftigung. Ich nahm an, sie wolle mich dadurch zum Verzicht auf mein Gehalt zwingen. Ich kam ihr zu Hilfe — und sie nahm es an. Ich glaube, daß sowohl sie als die Tanten

mich durch Entziehung jeglicher Einnahmen zur Capitulation zwingen wollten. Sie irrten sich, denn diese Art des Vorgehens empörte mich und stieß mich noch mehr ab. Das Drängen meiner Tanten beantwortete ich immer schärfer und ernster, namentlich als sie erfuhren, daß irgend ein ruinirter Graf, der früher einmal bei den päpstlichen Zuaven gedient hatte, nun zurückgekehrt sei, um auf seinen Lorbeeren, oder vielmehr auf den Werthpapieren eines anständigen, wenngleich häßlichen Mädchens oder einer Wittwe auszuruhen. Die Furcht, daß die Wittwe dem Zuaven erliegen, und sie dadurch aller, durch meine Verbindung mit der Wittwe erträumten Vortheile verlustig gehen könnten, verwandelte diese andächtigen Jungfrauen in wahre Furien, die im höchsten Grade gereizt, gewaltthätig und boshaft wurden. Sie lobten nicht mehr, machten keine Vorstellungen, sondern drohten; mein Undank, daß ich ihnen die vielen mir erwiesenen Wohlthaten auf diese Weise lohne, empörte sie; ohne ihre Hilfe wäre ich umgekommen, zum Bettler geworden; ich solle nicht vergessen, daß ich nur

von ihrer Gnade lebe. Zum Schluß geriethen sie in ihrer Wuth so weit, daß sie mir drohten, falls ich ihre Wünsche nicht erfülle, mir jede fernere Unterstützung zu entziehen. Das war mir zu viel. Ich hätte kein Ehrgefühl haben müssen, hätte mich das nicht empören sollen. Bisher hatte ich das Erniedrigende meiner Stellung nicht gefühlt, da ich nie darüber nachgedacht hatte; es erschien mir ganz natürlich, daß ich bei den Tanten wohnte, daß sie für mich sorgten; niemals kam es mir in den Sinn, daß sie doch keine Verpflichtungen gegen mich hatten, daß das, was ich von ihnen erhielt, nur ein in feiner Form gereichtes Almosen sei, daß ich also nur ein Bettler wäre. Es war nöthig, daß sie mir das selbst sagten, damit ich die ganze Schmach meiner Lage empfände. Es versteht sich, daß ich nicht einen Augenblick auf ihre Kosten, unter ihrem Dache leben wollte, und noch am selben Tage, an dem sie laut mir ihre Wohlthaten vorgerechnet und mit Entziehung derselben gedroht hatten, verließ ich ihr Haus mit dem rasenden Verlangen und festen Entschluß, für meinen Unter-

halt selbst zu sorgen. Ein solcher Vorsatz war leicht zu fassen, aber schwer auszuführen. Ich konnte Alles ein wenig, nichts gründlich; sogar die Sprachen kannte ich mehr praktisch, als grammatikalisch. Im schlimmsten Falle konnte ich Andere plappern lehren, so wie ich es selbst verstand; aber dann hätte ich mit meinen früheren Bekannten zusammenkommen müssen, und das ließ mein Stolz nicht zu. Ich wollte diesen Menschen ganz aus den Augen, wollte dahin, wo ich ganz unbekannt mich keiner Arbeit, selbst der schwersten nicht, zu schämen brauchte. Es handelte sich nur um den endgültigen Entschluß, wohin mich begeben und was anfangen. Ich hatte zu wenig festen Willen und Umsicht, um einen festen Entschluß zu fassen, und Niemanden, den ich um Rath hätte fragen können. Unterdessen hatten sich meine bescheidenen Mittel, mit denen ich das Haus meiner Tanten verließ, fast ganz erschöpft. Es blieb mir nur so viel, daß ich für ein Vierteljahr ein Stübchen im dritten Stock und ein altes Weib zur Bedienung bezahlen konnte. Es lag mir nur daran, keine Schulden zu machen; wovon

ich leben werde, daran dachte ich nicht, und lebte denn auch sehr bescheiden. Es gab Tage, an denen ein Brot für wenige Heller meine ganze Nahrung bildete; aber Niemand wußte darum. Selbst die Haushälterin, die mich bediente, ahnte nicht, daß sie einem solchen Bettler diene, denn ich machte eine heitere Miene und verbarg meine Armuth. Die Leute betrog ich, so gut es ging, konnte den eigenen Magen jedoch nicht betrügen, und es kam der Augenblick, da in Folge Nahrungsmangels mein geschwächter Körper in eine Art Typhus verfiel, der mich für längere Zeit an's Bett fesselte. Wie ich später erfuhr, dauerte dieser Zustand völliger Bewußtlosigkeit über drei Wochen. Ich erfuhr ferner von der Haushälterin, daß die Damen aus dem ersten Stock während meiner Krankheit für mich gesorgt hatten, und daß ich es lediglich ihren Bemühungen und ihrer Güte verdanke, wenn ich nicht in's Spital gebracht worden. Man sagte mir, diese Damen verdienten sich den Unterhalt durch Damenschneiderei. Es waren, wie Du wohl schon errathen, meine jetzige Frau und deren Schwestern.

Sie kannten mich vorher gar nicht, als sie jedoch erfuhren, daß da oben ein armer Student schwer erkrankt sei, erfaßte sie ein solches Mitleid mit dem Unglücklichen, Verlassenen, daß sie für mich wie für einen Bruder oder Verwandten sorgten. Ihr Schutz hörte auch nach meiner Genesung nicht auf. Da sie sahen, daß ich allein war, Niemand sich meiner annahm, daß ich keine Mittel zum Leben besitze, so sandten sie mir auch während meiner Reconvalescenz Nahrung und befriedigten aus der eignen Tasche alle meine Bedürfnisse. Es demüthigte mich sehr; was sollte ich aber thun? Entweder mußte ich sterben, oder ihre Hilfe annehmen. Ich wählte das Letztere, da sie es auf eine meinen Stolz durchaus nicht beleidigende Weise thaten. Es hieß, daß ich bei ihnen gegen Entschädigung speise und, so wie ich im Stande sei, meine Schuld abtragen werde. Diesen Vorschlag machte mir Mulinski im Namen der Damen und bot mir sogar ein Darlehn für unbestimmte Zeit. Ich nahm Beides an, war ich doch fest entschlossen, sowie sich mein Gesundheitszustand einigermaßen ge-

bessert, mit Ernst an die Arbeit zu gehen. Natürlich war mein erster Gang nach meiner Genesung zu den Damen, um ihnen für die Sorgfalt, die sie mir hatten zu Theil werden lassen, zu danken. Sie nahmen mich so herzlich und wohlwollend auf, daß für mich, den an die kühle Salonhöflichkeit Gewöhnten, diese warme Atmosphäre eines Familienkreises etwas ganz Ueberraschendes war, und ich mich dessen nicht genug freuen konnte. Da meine Reconvalescenz ziemlich lange dauerte, und ich darum viel Zeit hatte, so war ich fast täglich Gast der Damen und hatte hierdurch Gelegenheit, sie kennen und lieben zu lernen. Mit Interesse beobachtete ich die ganze Familie, ihre gegenseitige Liebe, die Achtung für die greise Mutter, ihren Fleiß, und die Energie, mit welcher sie das Geschäft leiten. Es war dies ein aufmunterndes Beispiel für mich. Es handelte sich nur darum, welche Beschäftigung ich wählen sollte. Selbst der ehrliche Mulinski nahm an unsern gemeinsamen Berathungen Theil; aber es war schwer, eine Wahl zu treffen; denn zu mehreren mir von den Damen vorgeschlagenen

Beschäftigungen fühlte ich mich nicht befähigt, und für andre fiel es mir schwer, mich zu entschließen. So konnte ich mich z. B. nicht entschließen, wie Mulinski mir rieth, eine Stellung in einem Colonial- oder Manufactur-Waaren-Geschäft, anzunehmen. Das Beugen des Rückens vor Jedem, die Höflichkeit eines Handlungsdieners lag nicht in meiner Natur. Ich konnte mich nicht dazu hergeben, und alle andern Beschäftigungen verlangen einige Fachkenntniß und vorbereitendes Studium, das mir fehlte. Uebrigens war mir jede Beschäftigung, die mich der Oeffentlichkeit preisgab, zuwider. Ich hätte die schwerste Arbeit vorgezogen, wenn ich nur im Verborgenen, unbekannt, vergessen, arbeiten konnte. Ein Zufall half uns. Ich sage uns, denn während der Wochen, die meine Reconvalescenz dauerte, hatte ich mich in meine Beschützer so hinein gelebt, und sie nahmen so regen Antheil an mir und meinem Schicksal, daß wir gemeinsam überlegten und Pläne für die Zukunft schmiedeten. Da erfuhr Julchen, meine jetzige Frau, von einer ihrer Freundinnen, daß auf der Bahn die

Stelle eines Locomotivführers zu vergeben sei. Sowohl Julchen als ich waren naiv genug, zu glauben, ich könne diese Stelle ohne vorhergehende Lehrzeit einnehmen. Aehnlich wie ein der Musik Unkundiger meint, daß er, um Capellmeister zu werden, nur verstehen müsse, mit dem Stäbchen herumzufuchteln, so schien auch mir das Stehen auf der Maschine und Drehen der Kurbel, um die Maschine in Bewegung zu setzen oder anzuhalten, die einzige Beschäftigung eines Locomotivführers. Solch einen Begriff hatte ich von der Arbeit. Es war das kein Wunder, da ich nie mit ihr in Berührung gekommen war und nie darüber nachgedacht hatte. Der Beamte, bei dem ich mich der Stellung wegen meldete, lachte mich natürlich aus, als er erfuhr, daß ich, der ich doch von Beruf gar kein Techniker bin, in dieser Hinsicht auch keine Praxis besitze und mit der Construction der Maschinen gar nicht vertraut sei, Locomotivführer werden wolle, von dessen Geschicklichkeit das Leben so vieler Menschen abhinge. Wenn ich heut an jenen Augenblick zurück denke, so kann ich mich

über die Güte und Nachsicht dieses Menschen nicht genug wundern, daß er mich nicht sogleich zur Thür hinauswerfen, oder in ein Irrenhaus sperren ließ, denn mit solch einem Vorschlag konnte doch nur ein Wahnsinniger zu ihm kommen. Aber das war ein verständiger Mensch, der mein heißes Verlangen nach Arbeit begriff — und mir so gütig auseinandersetzte, daß selbst ein Techniker, wenn er diese Stellung einzunehmen wünscht, erst bei den einfachen Verrichtungen eines Heizers anfangen und ein Zeitlang practiciren müsse; daß dies eine gemeine, schwere, gar nicht für mich passende Arbeit sei, und schließlich rieth er mir, mich um die Stelle eines Schaffners zu bemühen, die doch für mich viel besser passe.

Dieser Rath überzeugte mich jedoch garnicht, denn die Stellung eines Schaffners brächte mich fortwährend mit Menschen in Berührung, und das wollte ich eben vermeiden. Uebrigens schien mir dies die Stellung eines Bedienten, zu der ich nicht die geringste Neigung verspürte. Ich erklärte ihm daher, daß ich gern beim Heizer anfangen, gern schwer arbeiten

wolle, wenn ich nur einstens Locomotivführer werden könne. Als er meinen unabänderlichen Entschluß sah, blickte er mir aufmerksam scharf in die Augen, dann klopfte er mir die Schulter und sprach: „Du gefälligst mir, mein Bursche! Wenn Du Lust hast, so versuch's, wir werden sehen." Und ich wurde Heizer, dessen ganze Thätigkeit Anfangs darin bestand, Kohlen in den Ofen zu schütten und ihn zu reinigen. Als Julchen und deren Schwestern hiervon erfuhren, riethen sie mir auf alle Arten ab, indem sie versprachen, mir eine andre, für mich passendere Beschäftigung zu besorgen; aber ich mochte nicht zurücktreten; mein Ehrgefühl verbot es mir. Ich hatte es eilig, endlich an die Arbeit zu gehen, und überdies entsprach die Beschäftigung meinem erregbaren, leidenschaftlichen Temperament. Der rasende Lauf des Zuges wirkte angenehm auf meine Sinne, es freute mich, daß jede durch mich hineingeworfene Schaufel Kohlen diesem eisernen Ungethüm neues Leben, neue Kraft giebt, damit es schnaubend und funkensprühend die Luft durchschneidet; sein Flug theilte sich meiner Seele

mit. Stolz und geringschätzend blickte ich von der Höhe meines Platzes auf die langsam auf der Erde dahin schleichenden, im Felde arbeitenden Leute. Wenn ich auf den die Kurbel drehenden Zugführer blickte und so bei mir dachte, wie doch in seiner Hand die Loose so vieler Menschen liegen, wie er durch ein falsches Umdrehen der Kurbel den ganzen Zug zerschmettern, zertrümmern könne, schien er mir eine so große, wichtige Person, daß ich mit Respect den Hut vor ihm zog und im Geheimen darnach seufzte, recht bald eine solche Stellung einnehmen zu können. Zu diesem Zweck beobachtete ich ihn eifrig bei seiner Thätigkeit und suchte mich mit der Maschine und ihrer Zusammenstellung bekannt zu machen, und an den freien Tagen studirte ich die Nächte hindurch, die zum Examen nöthigen Kenntnisse mir zu erwerben. Mein Stübchen, in dem ich lernte, meine Maschine, auf der ich die Reisen machte, und die Wohnung von Juliens Schwestern, das waren die drei Punkte, in denen sich mein Leben concentrirte; alles Uebrige interessirte mich nicht. Alle früheren Verhältnisse

hatten sich ja auch in Folge dieser Umwälzung in meinem Leben gelöst. Mein rußgeschwärztes Gesicht und die Arbeiterblouse erleichterten es mir, mich den Menschen zu entziehen. Es amüsirte mich, wenn ich oft bei meinen besten Bekannten, von ihnen unerkannt, vorbei ging. Es kam ihnen nicht in den Sinn," fuhr Roman fort, „daß dieser rußgeschwärzte Arbeiter, dessen Annäherung, um sich nicht zu beschmutzen, sie so ängstlich mieden, ihnen einst so nahe stand, beim Tanzen die zierliche Taille jener nach der Kirche eilenden Comtesse umfaßt, mit jenen vor der Konditorei stehenden, vorübergehende Frauen dreist musternden Herren auf Du und Du gestanden hatte. Häufig sah ich bei der Maschine stehend frühere Freunde, die mit Damen heimliche Ausflüge machten, auf dem Perron lustwandeln, nicht ahnend, daß Jemand sie kennen, erkennen könnte. Oft nannten sie mich, wenn sie für die Cigarre Feuer von mir erbaten, „mein Freund" und ahnten nicht, daß in dieser abgenützten Anrede so viel Wahrheit lag, daß ich wirklich einst ihr Freund gewesen. Ich lebte ganz incognito in

der Welt, von Allen vergessen, von Wenigen nur gekannt.

„Dennoch beobachtete mich Jemand, ohne daß ich's ahnte, mit besonderer Aufmerksamkeit. Es war jener Beamte, bei dem ich mich wegen der Stellung gemeldet hatte und der, wie ich später erfuhr, Inspector der Werkstätten war. Mit Interesse verfolgte er meine Thätigkeit. Er glaubte anfangs, daß nur eine Laune einen Menschen wie mich zu so schwerer Arbeit hatte treiben können, und war fest überzeugt, daß das nicht lange dauern würde. Als er meine Ausdauer, meinen Fleiß und meine Arbeitskraft gewahrte, bewies er mir ein großes Wohlwollen. Seinem Einfluß habe ich es auch zu danken, daß ich gleich nach Ablegung des Examens die Stelle eines Locomotivführers erhielt, und jetzt habe ich Aussicht, noch weiter zu avanciren. Ich brauch es Dir wohl nicht erst zu sagen, daß sobald ich diese Anstellung erhalten hatte, es mein Erstes war, mich mit Julie zu vermählen. Nicht die Dankbarkeit allein trieb mich zu dieser Verbindung, denn ich hatte sie wie ihre Familie

wirklich lieb gewonnen, fand ich doch bei ihr so viel Herz und Gemüth, daß ich sie ihrer edlen Eigenschaften wegen verehren mußte; na, und sagen wir die Wahrheit: sie gefiel mir auch. Wie Du gewiß bemerkt hast, sieht sie heut noch reizend aus, wie also erst vor einigen Jahren? Ich erzähle Dir dies, damit Du nicht glaubst, ich hätte durch diese Verbindung ein Opfer gebracht; wenn sich Jemand opferte, so war sie es, da sie sich entschloß, einem Manne mit so geringem Gehalt, wie ich es hatte, die Hand zu reichen. Nach der Hochzeit arbeitete sie weiter und arbeitet noch heutigen Tages, um unsre kleinen Mädchen erziehen und für die Zukunft ein kleines Kapital zurücklegen zu können. Sie hatte aber von meinen lieben Tanten, die unserer Verbindung unerhörte Hindernisse entgegenstellten, viel Unannehmlichkeiten zu ertragen."

„Du warst doch mündig," unterbrach ihn Julius.

„Ja, und ich brauchte auch garnicht um Erlaubniß fragen; aber Julchen verlangte durchaus, daß ich vor der Hochzeit, bevor ich zur heiligen

Beichte ging, mich mit ihnen aussöhnte. Sie verstand es, mir auf feine Weise zuzureden, indem sie mir vorstellte, daß unter allen Umständen ich gewisse Verpflichtungen der Dankbarkeit gegen sie habe, da sie mich erzogen und Elternstelle bei mir vertreten hätten. Ich ließ mich überreden und ging, was ich später sehr bereute; denn so wie die Tanten erfuhren, was ich jetzt sei, und daß ich mich mit einem armen Mädchen vermählen wollte, behandelten sie mich wie einen Verbrecher, indem mich die Eine der Andern als abschreckendes Beispiel dessen zeigte, was aus einem Menschen ohne Grundsätze und Religion werden könne. Wer sie so gehört hätte, hätte wirklich glauben können, ich stehe schon auf der letzten Stufe der sittlichen Erniedrigung und Verderbniß. Nachdem sie den ganzen Vorrath ihres Jammers und ihrer Anklagen verbraucht hatten, wandten sie sich an mein Ehrgefühl, mir meine hohe Geburt vorhaltend und mich im Namen des ganzen Registers meiner Ahnen beschwörend, nicht wie ein Taglöhner zu arbeiten, mich nicht mit einer Schneiderin zu

vermählen. Das Eine wie das Andre war in ihren Augen für einen hochgeborenen Mann eine Schmach. Sie versprachen mir zur Belohnung, falls ich mich bessern wolle — und sie verstanden unter einer Besserung, daß ich der Arbeit und meiner Vermählung entsage — die Wiederkehr ihrer Huld, den Unterhalt, und als Zugabe jene Wittwe, die der Zuave, jener Graf, sitzen gelassen, nachdem er ihr auf ewige Zeiten 30,000 Gulden abgeborgt und sich eine bessere Partie ausgesucht. Was ich ihnen antwortete, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Die Empörung löste meine Zunge, und im Zorn wählte ich die Worte nicht. Nachdem sie mich durch Güte ihrem Willen nicht hatten gefügig machen können, griffen sie zu den verschiedenartigsten Mitteln, um, wie sie sich ausdrückten, eine Schändung solch edlen Stammes zu verhüten. Sie sandten sowohl mir als Julchen anonyme Briefe voll ekler Verleumdungen, sie reichten beim Bischof eine Bittschrift ein, damit er den Consens zu unsrer Verbindung verweigere, sie versuchten sogar, mich meiner Stellung, somit

meines einzigen Einkommens zu berauben. Sie bezeugten ihre Wuth durch jede mögliche Art von Hinterlist und Verfolgung; aber ich überwand Alles und führte meine Absicht aus. Die elenden Bemühungen meiner Tanten hatten nur den einen Erfolg, daß sie mir noch mehr schmutzige Eigenschaften dieser Klasse von Menschen enthüllten, zu denen ich mich früher gerne gezählt hatte, und daß sie mich ihnen noch mehr entfremdeten. Vielleicht verfiel ich auch dadurch in den Fehler der Uebertreibung. Ich mißachte nun jegliche Formen, verspotte die Eleganz, glaube keinen schönen Redensarten und hasse die Aristokraten. Doch rechtfertigt das, was ich von den Menschen erfahren, wohl meine Abneigung. Wir, die Masse, sind vielleicht nicht besser, aber aufrichtiger. Wir nennen den Fehltritt beim rechten Namen, weisen auf den Verbrecher mit den Fingern und legen auf unsre moralischen Sommersprossen keine Schminke und keinen Puder. Es giebt bei uns wenig Falschheit und Täuschung, und das eben bildet unsre Moralität.

„Hier hast Du so ziemlich das Bild meiner moralischen wie physischen Veränderung. Ich warf die alte Haut ohne Schmerz von mir und trage die neue, obgleich sie rauh und grob, mit Stolz, da sie mein eigen und nicht gefärbt ist. Ich arbeite schwer, doch gewährt mir das Bewußtsein, daß ich arbeiten kann, eine hundertmal größere Befriedigung, als das frühere bequeme Faullenzen. Und diese meine moralische Umwandlung, dies mein Glück danke ich meiner Julie und ihren Schwestern; darum wundre Dich nicht, daß es mir so um die Ehre und Ruhe dieser Familie geht. Die Furcht, daß irgend ein dreister Fant durch Geringschätzung diejenigen, die ich so achte und liebe, beleidigen könnte, trieb mich hierher; aber durch Dein Versprechen, über ihnen wachen zu wollen, hast Du mich beruhigt. Ich danke Dir dafür und übergebe sie Deiner Hut. Nur erwähne in ihrer Gegenwart nicht, daß und zu welchem Zweck ich hier war. Sie dürfen meine Befürchtungen nicht einmal ahnen, denn das würde ihnen die Freude verderben."

Als er sein Herz erleichtert hatte, nahm er die

Mütze vom Tische und ging, Julius durch das, was er zuletzt gesagt, stark bekümmert zurücklassend.

Dieser fürchtete eine zu schwere Last, eine zu große Verantwortung auf sich genommen zu haben. Er befürchtete zwar auf dem Balle keinen Auftritt, denn er war überzeugt, daß es dazu nicht kommen würde; aber er wollte auch nicht öffentlich als Juliens und Valeriens Gesellschafter auftreten, schon wegen der verschiedenen Vermuthungen der Menschen und auch, um die Damen bezüglich seiner Absichten zu keinem Irrthum zu führen, da er die Grenzen einer gewöhnlichen Freundschaft durchaus nicht zu überschreiten gedachte. Diese Befürchtungen hatte Romans Erzählung erweckt. Ihm zuhörend entdeckte er eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihm und sich und auch in Bezug auf den angenehmen Eindruck, den die Familie Valeriens auf Beide gemacht. Die Gemeinsamkeit der empfundenen Eindrücke, die Aehnlichkeit der Verhältnisse erschreckte ihn und hielt ihn vom häufigen Verkehr in diesem Hause ab, damit man ihn nicht verdächtige, er habe die Absicht, seine Be-

kanntschaft wie Roman zu beenden, denn daran dachte er durchaus nicht. Je mehr er überlegte, desto mehr sah er die Nothwendigkeit ein, in seinem Verhalten vorsichtig zu sein.

Und dennoch konnte er, als der Abend kam, der Verlockung, hinzugehen, nicht widerstehen. Er hatte nicht die Kraft, den angenehmen Empfindungen, die ihn in jenem warmen Nestchen erwarteten, zu entsagen, und er ging.

## III.

### Arbeit schändet nicht.

Der Studentball versprach sehr glänzend zu werden, schon weil eine Fürstin und mehrere Gräfinnen zugesagt hatten, die Honneurs zu machen. Heut ist diese Art Lockspeise schon verbraucht; aber damals, vor etlichen Jahren, war sie noch neu und erregte Aufsehen. Es wurde auch sehr bemerkt, daß auf der Liste als Präses des Vorstandes ein Graf unterzeichnet war. Es schmeichelte nicht wenig dem Stolz und der Eitelkeit der naiven Bürger, daß ein Graf sie eigenhändig zum Balle einlud, und sie erachteten es als eine Pflicht der Höflichkeit, den Wunsch einer so vornehmen Person zu erfüllen. Nicht hin zu gehen, schien ihnen eine Beleidigung, ein Verbrechen, Mangel an Erziehung. Dazu wurde noch in der Stadt ver-

breitet, daß die Zahl der Einladungen eine sehr beschränkte sei, und nur die Crême der Gesellschaft zur Betheilung an diesem Balle zugelassen würde. Jeder, der eine Einladung erhalten, sah es als eine Ehre an, da zugelassen zu werden, wo es nicht jedem zu erscheinen gestattet war. Durch diese Bevorzugung erfreut, war man bereit, hinzugehen, sollte man sich auch deshalb in Schulden stürzen, oder auf dem Leihamt Hilfe suchen. Diejenigen Gatten und Väter, die sich gegen diese Art Lockspeise kalt zeigten, wurden von den Frauen und Töchtern auf jegliche Art bestürmt, bald durch Bitten und Thränen, bald durch Nervenzufälle, oder Schmeicheleien und Liebkosungen, um sie zum Besuche des Balles zu überreden, hauptsächlich aber, damit sie die für die Toilette nöthigen Summen hergeben möchten. Schon drei Wochen vor dem Feste begann unter den Damen ein fieberhaft rühriges Leben, Rennen nach den Manufactur- und Putzgeschäften, Berathungen mit den Modistinnen, gegenseitiges Ausforschen, wie Diese oder Jene gekleidet sein würde, woher sie ihre Stoffe

beziehe, wo sie dieselben verarbeiten lasse. Man belog sich gegenseitig, um das Geheimniß des Schnittes, der Farbe, die die Andre zum Nachtheil der Erfinderin verwerthen könnte, nicht zu verrathen. Die nach einem Preise strebenden Künstler bewahren in Betreff ihrer Arbeiten und Ideen kein solches Geheimniß, wie die Damen bei ihren Toiletten. Jede strebte nach Originalität und verlangte das Erstlingsrecht ausschließlich für sich.

Valeriens Geschäft ward in dieser Zeit durch die Modedamen der eleganten Welt förmlich belagert. Einige verbrachten dort mehrere Stunden täglich inmitten silberner Gaze-Wolken, verschiedenfarbigen Atlasses und spitzenbedeckten Sammets, den sie in Falten legten, die Drapirungen im Spiegel verfolgend, wie es aussehen, welchen Effect es machen würde. Manchmal, wenn es zweifelhaft war, ob der Stoff Abends bei Gasbeleuchtung gut aussehen würde, wurden die Läden geschlossen, die Lampen angezündet, und so betreffs des Schnittes, der Blumen und Ausschmückung Rath abgehalten. Valerie wurde von den Damen, deren jede ihre

Toilette am schönsten und schnellsten gemacht haben wollte, sehr gepeinigt, denn jede wollte mit ihr jeden geringsten Toilettengegenstand ausführlich besprechen, und um sie für sich zu gewinnen, verfielen sie auf die zärtlichsten Schmeichelnamen, die süßesten Complimente. Jede nannte sie ihr theuerstes Fräulein Valerie, streichelte ihr die Wangen, klopfte ihr die Schultern, drückte sie liebevoll an sich, und mehr als eine Dame hätte ihr gern die Hände geküßt, um sie nur für sich zu gewinnen, damit sie die meiste Zeit und Mühe ihrem und nicht einem andern Kleide widmen möchte. Vom Morgen bis zum Abend war der geschmackvolle Salon Valeriens mit Damen angefüllt. Die Einen kamen, die Andern gingen; es waren dort Einige, die fast den ganzen Tag auf Wache saßen.

Eine Gräfin mit ihrer Tochter, die sie in diesem Jahr zum ersten Mal in die Welt führte, verbrachte, aus Furcht, daß der Stoff verdorben oder irgend etwas nicht nach ihrem Wunsch gemacht werden könnte, dort fast zwei volle Tage, in einem Sessel zwischen ge-

öffneten Kästen, Kisten und Schachteln, zerstreut herum liegenden Stoffen und fertigen Kleidern sitzend. Sie schlummerte gewöhnlich und erwachte nur zum Anprobiren, oder um die Tochter zu ermahnen, daß sie sich grade halten, den Mund nicht so weit öffnen, die Füße richtig setzen solle. Alle Augenblicke wurde aus den Arbeitsstuben, in denen gegen zwanzig Mädchen fleißig arbeiteten, irgend eine Taille zum Anprobiren, ein Kleid zum Raffen, Stoff zum Zuschneiden gebracht. Dann wuchs noch die Bewegung im Salon; die Damen liefen gleich Hennen zum Betrachten und Kritisiren zu sammen und ließen ihre kreischenden Stimmen in verschiedenen Sprachen, namentlich in der französischen hören, so daß man von dem fortwährenden Geschwätz, den Ausrufen der Bewunderung, oder den Seufzern und Jammertönen der Verzweiflung Kopfschmerz bekommen konnte.

Die größten Sorgen und die ärgste Verwirrung bereitete jedoch eine Doctorin, eine schöne stattliche Blondine. Diese brachte rücksichtslos eine ganze Reihe Freundinnen, oft sogar mehrere Herren, Cousins, mit

und hielt lange Berathungen über die Wahl des Stoffes, den Schnitt des Kleides, seine Ausschmückung u. s. w. Da sie früher in Wien gewohnt hatte und auf mehreren Hofbällen gewesen sein wollte, so glaubte sie in Toiletten-angelegenheiten ein Urtheil zu haben und war so wählerisch, daß es Valeriens engelsgleicher Sanftmuth und Geduld bedurfte, um dies Alles ruhig zu ertragen. Auch jetzt, zu dem Studentenballe mußte man für sie vier Mal aus Wien blauen Sammet kommen lassen, und jeder erschien ihr schlecht und ungeeignet. Dieser zu hell, jener zu dunkel; dieser wieder sah bei Tage gut, aber Abends bei Beleuchtung fatal aus, schließlich nach langem Nachdenken war sie mit demjenigen einverstanden, den Valerie ihr selbst ausgesucht hatte, und der, wie sie zugab, ihr gut kleidete. Als es jedoch zum Anprobiren der Taille kam, begannen neue Tadel und neue Unzufriedenheit. Die Doctorin gehörte zu denjenigen Frauen, welche durch Formenfülle Eindruck machen. Mit den Jahren jedoch — denn sie hatte die Dreißig längst passirt — gelangten diese Formen zu solcher Stattlichkeit, daß man sich eher bemühen

mußte, sie zu verbergen, als hervorzuheben. Es gab gewisse Farben, gewisse Stoffe, in denen ihre Fülle in erschreckender Weise hervortrat, und keine Zugabe von Spitzen und Blumen war im Stande, diese übergroße Ueppigkeit zu verdecken, was die Doctorin zur Verzweiflung brachte.

Vergebens that Valerie, was sie konnte, um sie zu befriedigen. Die verwöhnte Modedame war stets unzufrieden, hatte stets etwas einzuwenden, verlangte alle Augenblicke Umänderungen, Verbesserungen und zwar in so unhöflicher und unpassender Weise, daß Valerie ihr schließlich, allerdings auf feine Weise, aber entschieden erklären mußte, sie möge sich eine andere Schneiderin suchen. Es war erstaunlich, welche wunderbare Wirkung diese Worte hervorriefen; die gereizte Löwin verwandelte sich in einem Augenblick in ein demüthiges Lämmchen, begann sich wegen ihrer Heftigkeit zu entschuldigen, ihre Modistin zu umarmen, zu küssen, ihr zu schmeicheln, und sie ihre liebste, theuerste Freundin zu nennen. Um der Toilette willen erniedrigte sie sich, denn sie wußte, daß ihr Niemand

in der ganzen Stadt eine solche liefern könne, wie sie in Valeriens Geschäft gemacht wurde. Die von dort kommenden Kleider waren so geschmackvoll und elegant, daß viele Damen sie ihren Bekannten als aus Paris bezogen zeigten. Die Doctorin, die den Werth dieses Geschäftes zur Genüge kannte, wollte mit ihm nicht brechen und überhäufte deshalb seine Eigenthümerin mit Schmeicheleien und Zärtlichkeiten und ging nicht eher, als bis Valerie ihr versichert hatte, daß sie ihr nicht mehr zürne und ihr die momentane Heftigkeit vergeben wolle. Valerie kam diesem Wunsche nach, indem sie die lebhaften Beweise des Wohlwollens mit kühler Höflichkeit erwiderte. Sie benahm sich in dieser ganzen Angelegenheit so tactvoll gemessen und achtungswerth, daß mehrere Damen, die Zeugen des Auftritts gewesen, erklärten, daß jede noch so distinguirte Dame der Gesellschaft sie darum beneiden könnte. Auch dieses Lob nahm Valerie, discretes Schweigen beobachtend, mit überlegenem Lächeln auf. Als man jedoch nach dem Fortgang der Doctorin deren Fehler und kleine Sünden zu zergliedern begann, that die mit ihrer

Arbeit beschäftigte Valerie, als höre sie es nicht; erst als eine der Damen sich direct an sie wendete, ihr vorhaltend, daß sie Frauen von solchem Ruf in ihrem Geschäft nicht empfangen sollte, erwiderte sie bescheiden, sie habe kein Recht über die Moralität ihrer Clientinnen Gericht zu halten.

Diese Antwort verschloß den Damen den Mund, denn manche betrachtete sie als eine Anzüglichkeit, obgleich sie wahrscheinlich nicht in der Absicht gegeben war. Aber sicherlich gab es mehrere Damen darunter, die diese Anzüglichkeit auf sich beziehen durften, wenngleich sie sich durch dieselbe nicht beleidigt fühlen konnten, da sie in einer Form vorgebracht wurde, die eher einer Vertheidigung, denn einer Verdammung glich. Immerhin hatte Valeriens Antwort die Folge, daß von der Doctorin nicht mehr die Rede war. Am nächsten Tage erschien letztere mit einer Bonbonnière, die sie als Zugabe zu der gestrigen Versöhnung brachte.

Umsonst versuchte Valerie die Annahme dieses Geschenkes unter allerlei Vorwänden zu verweigern. Die eigensinnige Doctorin gab nicht nach und steckte

ihr fast gewaltsam zur Besiegelung des Friedens die Schachtel in die Hände. Sie wollte dadurch die Gunst derjenigen erringen, von der ihr Triumph auf dem Studentenballe, von dem sie kaum zwei Tage trennten, abhing. Der nächste Tag war der Termin der Beendigung des Kleides und die Anprobe desselben. Mit großer Ungeduld erwartete die Doctorin diesen Abend. Sie hörte sogar Messen für diesen Zweck; d. h. für das glückliche Fertigstellen des Kleides. Ob die Andachten, die geschenkte Bonbonnière oder ein glücklicher Zufall es wollte, daß es so über Erwarten glänzend ausfiel, ist unbekannt. Die Verbindung des blauen Sammets mit dem rosenrothen Atlas machte bei Gasbeleuchtung einen unerhörten Effect. Die Schleppe war meisterhaft gerafft, die Blumen überaus geschmackvoll gewählt, sogar die unglückselige, so viel Kummer verursachende Taille sah in Verbindung mit dem Kleide einigermaßen schlanker und geschickter aus. Die Doctorin wußte nicht, was sie vor Freude anfangen sollte Sie wandte die Augen nicht vom Spiegel, bald sich um einige Schritte nähernd, bald sich ent-

fernend; bald drehte sie sich seitwärts, bald rückwärts, bog und drehte sich in den verschiedensten Stellungen, und nach jeder Musterung umarmte und küßte sie Valerie gleich der zärtlichsten Freundin, indem sie wiederholte:

„Reizend! Göttlich! Fräulein Valerie, für dieses Kleid gebührt Ihnen ein Orden. Das ist ein reines Kunstwerk! Auf die Ausstellung, auf die Pariser Ausstellung sollte es kommen. Wie schade, daß Sie im Ballsaale Ihr Kunstwerk nicht werden bewundern, nicht mit andern werden vergleichen können."

„Im Gegentheil, ich glaube, ich werde es können."

„Werden Sie auf der Galerie sein? Ach, das ist vorzüglich!"

„Nein, höchst wahrscheinlich werde ich unten sein."

„Im Saale?" fragte ungläubig die Doctorin, Valerie mit sonderbaren Blicken messend.

„Ja."

„Wie, zwischen den Gästen?"

„Ja, wundert Sie das?"

„O nein, durchaus nicht, weshalb sollte es mich wundern?" sprach sie, während sie sich mühte, ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen. Allein man sah es ihr deutlich an, daß diese Nachricht sie beunruhigte und ihr die Laune verdorben hatte. Sie wurde in ihrer Zärtlichkeit gegen Valerie sichtlich kühler; das Kleid entzückte sie auch nicht mehr so, und nachdem sie die Anordnung getroffen, wann und wohin es ihr geschickt werden sollte, ging sie, sich schnell und kühl verabschiedend. Valerie, die sich diese plötzliche Veränderung in dem Benehmen der Doctorin nicht erklären konnte, schrieb dasselbe deren Launenhaftigkeit und Sonderbarkeit zu; denn dafür war die Doctorin bekannt. Sie sann jedoch nicht lange darüber nach, da sie noch an viele andere Dinge zu denken hatte. Es war noch so viel unvollendete Arbeit, und schon kamen von verschiedenen Damen die Zofen, ängstlich das Ihre verlangend. Es herrschte im Geschäft ein unerhörter Trubel; in der letzten Nacht vor dem Balle arbeiteten sämmtliche Mädchen bis drei Uhr Morgens an den eiligen Sachen. Die Wände waren

mit fertigen Kleidern behangen, deren jedes der Reihe nach von Valerie über ein Gestell oder eines der Mädchen gezogen wurde, um ihm den letzten Schliff zu geben, es mit Blumen zu schmücken. Außerdem mußte sie noch an ihre eigne Toilette denken. Es lag ihr sehr viel daran, gut auszusehen, um Julius der sie schon vor einigen Tagen zur ersten Quadrille engagirt hatte, keine Schande zu machen. Bei dem Gedanken an diese Quadrille schlug ihr Herz schneller, empfand sie eine gewisse Unruhe und zugleich eine unbeschreibliche Freude, was, da dieses ihr erster öffentlicher Ball, sehr natürlich war. Bisher hatte sie nur an Privatvergnügungen, kleinen Tanzgesellschaften, einige Male an einem Handwerkerballe theilgenommen; aber ein großer, glänzender, öffentlicher Ball war für sie etwas Neues, das sie anzog und zugleich erschreckte. Diese Gedanken und die Arbeit nahmen sie dermaßen in Anspruch, daß es ihr gar nicht auffiel, daß Julius, der doch sonst täglicher Gast in ihrem Hause war, sich am Vorabend des Balles nicht sehen ließ. Sein Ausbleiben schien ihr

sogar sehr natürlich, denn er wußte ja, wie beschäftigt sie war, und daß sie somit beim besten Willen mit ihm nicht hätte plaudern können. Daß irgend ein wichtiger Grund ihn zurückhalten, und daß gerade dieser Grund sie angehen könne, kam ihr gar nicht in den Sinn.

Die Sachen verhielten sich jedoch so:

Am Tage nach der Anprobe des Kleides, bei welcher Gelegenheit die Doctorin erfahren, daß auch Valerie eine Einladung zum Balle erhalten, fiel Boleslaus, gleich einer Bombe, stark alterirt in Julius' Wohnung, und ohne zu grüßen, begann er ihn mit Vorwürfen zu überschütten.

„Sieh!" sprach er, „was Du mit Deinem unglücklichen Mulinski angerichtet hast. Die Doctorin, die es schon erfahren, daß Dein Fräulein Valerie den Ball besuchen wird, hat großen Lärm gemacht und mehrere Damen aufgehetzt, die sich jetzt an den Vorstand mit Ausreden und Fragen wenden: was es wohl bedeuten solle, daß man zu diesem Balle, wo, wie man behauptete, nur die Crême der

Gesellschaft geladen werden sollte, nun Schneiderinnen zuläßt? Die Doctorin ist dadurch im höchsten Grade gereizt und aufgebracht."

„Sie aufgebracht?" fragte spöttisch lächelnd Julius. „Und wie viele Menschen müßte ihre Anwesenheit empören? Sie hat am wenigsten ein Recht, sich hierüber aufzuhalten. Eine Frau mit solchem Ruf . . ."

„Aber siehst Du, sie hat einen Schild, eine spanische Wand, Einen, der vor der Welt die Verantwortung für ihre Handlungen auf sich nimmt. Sowie er selbst sie in den Ballsaal führt, haben wir kein Recht, uns in ihre häuslichen Angelegenheiten zu mischen, während Dein Fräulein Valerie unter der Firma eines Herrn Mulinski eingeschmuggelt werden soll."

„Das ist doch ihr Schwager!"

„Dieser Schwager ist aber auf dem Balle noch weniger nöthig, als das Fräulein selbst. Immerhin hast Du Dich da in eine dumme Geschichte verwickelt, die Dir viele Sorgen machen wird."

Diese Neuigkeit verwirrte Julius allerdings. Er

hatte nicht geglaubt, daß die Sache so laut werden würde.

„Aber wer konnte der Doctorin von Valerie erzählen, da doch die Einladung auf den Namen Mulinski lautete?"

„Wer? Sie selbst! Sie hatte es eilig, sich vor der Doctorin damit zu brüsten. — Ich rathe Dir, den Sturm zu beschwichtigen, sonst giebt es einen Skandal."

„Aber wie?"

„Auf die einfachste Weise. Du schreibst einen artigen Brief, bittest um Entschuldigung, daß man sich mit der Einladung geirrt, und schickst, sofern die Billete schon ausgegeben, das Geld zurück, und die Geschichte ist beendet."

Dieser Vorschlag schien Julius so verächtlich, daß er ihn aufrichtig empörte. Wenn er bis dahin noch unentschlossen, schwankend war, was in dieser Angelegenheit zu thun sei, so nahm er jetzt Valerie in Schutz; sein edles Herz nahm die Partei der Angegriffenen. Boleslaus scharf anblickend, fragte

er streng: „Ist das Dein oder des Vorstandes Vorschlag?“

„Nun, der Vorstand war gewissermaßen damit nicht einverstanden, denn viele Stimmen waren dagegen, wogegen andere ihn als den einzigen Ausweg erachteten, und ich rathe Dir als Freund . . .“

„So sage denn den Andern, daß wenn einer von ihnen das, was Du mir soeben vorgeschlagen, zu thun sich erlaubt, ich es als persönliche Beleidigung betrachten und ihn zur Rechenschaft ziehen werde, selbst wenn es sogar ein solcher Freund wie Du wäre!“ fügte er spöttisch hinzu.

„Fi! Fi! Wie ich sehe, hast Du Dich mit dieser Schneiderin stark vergaloppirt.“

„Ich verbiete Dir, in diesem Ton von ihr zu reden!“

„Nun, eine Gräfin kann ich sie doch nicht nennen, da sie keine ist. Wenn Du jedoch selbst das als eine Beleidigung ansiehst, daß ich sie eine Schneiderin nenne, da sie doch eine solche ist, so

giebst Du hiermit den besten Beweis, daß Du in dieser Angelegenheit unsere Ansicht theilst."

„Boleslaus, reize mich nicht, sonst dürfte ich vergessen, daß Du mein Gast," rief Julius erregt vom Stuhle aufspringend.

„Ha, ha, ich stach Dich in eine wunde Stelle. Du fühlst die Berechtigung meiner Einwendungen," sprach Boleslaus höhnend.

„Nun, nun, errege Dich nicht, ich gehe schon. Aber vergiß nicht, daß ein öffentlicher Ball kein Tanzabend bei Skoczkowski ist, daß man sich dort mit seinen Neigungen für Schneiderinnen nicht breit machen kann."

Nachdem Boleslaus ausgesprochen, ging er eilig, die Thür hinter sich zuschlagend, hinaus. Julius machte eine Bewegung, als wolle er ihm folgen; hielt jedoch inne und setzte sich, oder fiel vielmehr gebeugt und gebrochen in einen Stuhl. Er fühlte, wie sehr er sich verwickelt hatte, und wußte nun nicht, wie sich daraus befreien. Hieß ihn auch einerseits die Ehrenhaftigkeit, auf Valeriens Seite

treten, sie bis zum Aeußersten zu vertheidigen, da doch er allein sie zum Besuche des Balles überredet hatte, so hatte er andererseits nicht den Muth, öffentlich als Ritter und Vertheidiger von Frauen aufzutreten, die doch nur Schneiderinnen waren. Er fürchtete, daß ein solches Auftreten ihn nicht nur lächerlich machen, sondern auch, wenn gleich nicht bei Valerie, so doch bei ihren Angehörigen unberechtigte Ansprüche erwecken könnte. Man nimmt doch eine völlig gleichgültige Frau nicht so eifrig in Schutz; nur ein Bewerber wäre zu diesem Schritte berechtigt, und das war durchaus nicht seine Absicht. Wer stand ihm übrigens dafür, daß es Valerie recht sein würde, fast mit der Kraft der Fäuste in den Ballsaal geführt zu werden? Daß es aus diesem Grunde nicht zu einem Auftritt kommt? Welchen Vortheil würde es ihr bringen, wenn er ihre Ehre wahrte? Der beste Schutz einer ehrenhaften Frau ist der, keines Schutzes zu bedürfen. In solchen Fällen stellt ein Inschutznehmen nur noch mehr bloß. Wäre es nicht besser, unter irgend einem Vorwande die

Damen vom Besuche des Balles abzuhalten? Es hieße das allerdings vor solchen Leuten wie Boleslaus die Waffen strecken, ihnen Recht geben, was doch gewissermaßen demüthigend für ihn wäre. Bevor er aber Valerie beleidigen ließ, lieber wollte er sich demüthigen.

Wenn sie den Ball nicht besucht, wird sie auch keine Ahnung von dem haben, was ihr drohte, und auf diese Weise erspart man ihr Unannehmlichkeiten und Schande. Dieser Ausgang aus einer so verwickelten Sache erschien ihm der beste; es handelte sich nur darum, wie Valerie und deren Schwester vom Besuche des Balles abzuhalten sei? Wen sollte man dazu verwenden? Da kam ihm Roman in den Sinn. Er selbst wünschte ja nicht, daß sie den Ball besuchten, da er doch voraus sah, was ihnen begegnen könnte. Sowie er also erfährt, daß seine Befürchtungen gewissermaßen berechtigt sind, wird er es verstehen, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Julius beschloß, sich zu ihm zu begeben und ihm Alles anzuvertrauen.

Während er überlegte, um welche Zeit es wohl am besten wäre, Roman aufzusuchen, um mit ihm ohne Zeugen sprechen zu können, trat derselbe lebhaft und heiter wie gerufen ein.

„Ich komme bei Dir ein Obdach zu suchen. Es herrscht bei uns wegen des Balles ein schrecklicher Trubel. Da meine Damen sich mit den Bestellungen keinen Rath mehr wußten, so wurden noch einige Mädchen zur Hilfe angenommen, und da für dieselben kein Platz mehr war, so wurden sie in Mulinskis und unserer Wohnung untergebracht. Als ich heute Morgen zurückkehrte, erkannte ich meine Wohnung nicht, so bequem haben sie es sich darin gemacht; wohin man blickt: Tülls, Sammete, Schachteln mit Bändern und Blumen, so daß sich für mich kein Eckchen mehr fand. Gern oder nicht, ich mußte aus meiner eigenen Wohnung auswandern, und da ich keine Kneipen besuche, so wagte ich es, bei Dir ein Unterkommen zu suchen. Du bist doch nicht böse? Wie? Vielleicht hast Du eine dringende Beschäftigung?"

„Gott bewahre, ich wollte Dich soeben aufsuchen."

„Da hättest Du's schön getroffen! — Weißt Du," sprach er weiter, gemüthlich sich im Sessel ausstreckend, „ich konnte mir nie vorstellen, wieviel Umstände die Frauen mit den Bällen haben. Wenn wir soviel Umstände machen müßten, so gäbe es wohl keine Bälle, während es jene, statt sie abzuschrecken, nur noch mehr anregt. Nehmen wir nur z. B. eine solche Mulinska und Valerie. Man sollte glauben, daß sie bei der vielen Arbeit für Andere keine Lust haben werden an die eigene Toilette zu denken; im Gegentheil, sie denken mit dem größten Vergnügen daran. Als ich heute, es war drei Uhr Morgens, von der Bahn heimkehrte, erblickte ich im Geschäft noch Licht; neugierig schaute ich hinein, was das wohl sein könne, und erblickte die Mulinska und Valerie eifrig mit der Toilette für den morgenden Ball beschäftigt. Da sie am Tage für Andere arbeiten mußten, nahmen sie für sich die Nacht zu Hilfe. Hättest Du sehen können, mit welcher Lust sie arbeiteten! Das war ein Feuer! Du wußtest, indem Du ihnen den Besuch dieses Balles vorschlugst, sehr

gut, womit Du ihnen eine Freude bereiten könntest, und hast Dich durch diesen Ritterdienst für lange Zeit in ihre Herzen eingeschrieben. Die Frauen wissen nicht, was vor Freude anfangen. Sie sprechen seit einigen Tagen nur von dem Balle: wie sie sich dort unterhalten, welche Bekannten sie sehen, wie ihre Toiletten sich ausnehmen, mit wem sie tanzen werden. Mit einem Wort, in den Köpfen ist schon seit einer Woche Ball. Wenn ich ihre Freude betrachte, so sehe ich, welchen Schmerz ich ihnen bereitet, wenn ich versucht hätte, sie von dem Besuche des Balles abzuhalten; ich glaube, ich hätte jetzt gar nicht den Muth dazu.“

Diese letzten Worte fielen wie ein Stein Julius auf's Herz, alle seine vorherigen Beschlüsse unterdrückend. Wenn Roman nicht den Muth hatte, sie vom Besuche des Balles abzuhalten, wer konnte dann wohl einen so heiklen Auftrag übernehmen? Für ihn schickte es sich nicht, und er hätte es auch nicht gewagt. Es blieb also nichts übrig, als sich dem Laufe der Geschicke unterzuordnen und abzuwarten,

was sich daraus entwickeln würde. Er beabsichtigte, nun schon über Valerie zu wachen, um sie gegebenen Falles schützen zu können, er wollte sich im Saale nicht allzu sehr mit ihr befassen und sich möglichst fern halten. Durch diesen Beschluß ein wenig beruhigt, gab er sich der Unterhaltung mit Roman viel freier hin; bisher hatte er zerstreut zugehört und mehrmals sogar verkehrt geantwortet.

„Aber wie ansteckend das Beispiel ist," fuhr Roman fort, „sehe ich an meiner Frau. Das Weibchen, dem nie ein Ball in den Sinn kam, deren liebste Zerstreuung ihre Kinder waren, hat, wie ich bemerkte, seit sie die Vorbereitungen ihrer Schwestern sieht, ebenfalls großes Verlangen darnach. Mehrmals schon erwähnte sie mir, daß ihr Hochzeitskleid nur einiger kleinen Veränderungen bedürfte, um wie neu auszusehen, und daß sie sich sehr gut darin sehen lassen könnte; dann, als sie Valerie, die ihr Kleid anprobirte, betrachtete, sprach sie seufzend, daß sie schmerzlich bedaure, sie im Ballsaal nicht bewundern zu können. Da ich ein Feind aller Bälle bin, die

mich mehr reizen und ärgern, als unterhalten, so that ich, als verstände ich das Alles nicht. Sehe ich z. B. einen vornehmen Reichen, dessen heimliche Sünden, dessen moralischen Werth ich kenne, wie ihm einer Stellung und seines Einflusses wegen gehuldigt wird, so erfüllt mich das mit Bitterkeit."

„Wie ich sehe, bist Du ein Pessimist."

„Du wirst es vielleicht auch noch werden, wenn Du mein Alter erreicht haben wirst, denn ich bin doch immerhin einige Jahre älter als Du. Im fünfzehnten Jahre trug ich schon einen nach der neuesten Mode geschnittenen Frack und liebte eine zweimal ältere Gräfin. Das war eine gute Schule. Ich lernte damals durch sie so viele scandalöse Geschichten dieser aristokratischen Welt kennen, daß Du, wenn ich sie Dir erzählte, vielleicht gar nicht daran glauben möchtest, was ich sah und damals von jener Gräfin hörte, die zur eigenen Entschuldigung, ihre nächsten und theuersten Freundinnen nicht schonend, ohne alle Gewissensbisse mir deren Geheimnisse enthüllte. Den Namen so mancher dieser Damen lese

ich jetzt in den Zeitungen, auf den Listen der Ballvorsteherinnen; sie dienen gewissermaßen zur Ausschmückung derselben und zur Lockspeise für das Publikum, das dumm genug ist, sich durch Namen und Wappen fangen zu lassen, ohne zu beachten, was sich darunter birgt. Wenn ich die eine oder andere dieser Damen im Kreise ihrer früheren Anbeter, die öffentlich Achtung für sie heucheln, im Ballsaal erblickte, ich könnte mich nicht beherrschen und riefe: „Glaubet ihnen nicht! Die Achtung, der Anstand und gute Ton sind Lügen!" Ich bin sehr hitzig und stehe dafür nicht ein, ob ich es, namentlich unter dem Einfluß einiger Gläser Wein, nicht thun würde. Ich bin sehr geradezu und lebe unter einfachen Leuten, die das, was sie denken, nicht in Baumwolle zu wickeln pflegen. — Doch genug hiervon," sprach er mit einer verächtlichen Handbewegung, „denn es reizt mich nur und verdirbt mir die Laune. Sprechen wir von etwas Fröhlicherem, meiner heutigen Stimmung mehr Entsprechendem, z. B. von Deiner Valerie. Na, na, mache nur keine so erstaunten Augen und

kein so naives Gesicht; ich sehe recht gut, was im Anzuge ist; ich habe ja dasselbe durchgemacht. Ich liebte es wie Du, die Abende in ihrem Hause zuzubringen und versenkte mich in den Anblick meiner Julie, wie Du jetzt Valerie mit verliebten Blicken verfolgst."

„Aber ich versichere Dir . . ."

„Versichere nicht, denn ich glaube Dir nicht; Du verkehrst doch nicht dort um der greisen Mutter willen. Ich kann Dich doch nicht verdächtigen, der Mulinska oder meiner Frau dem Hof machen zu wollen; nun also, wozu würdest Du wohl so oft hinkommen, wenn nicht um Valeriens willen; Du bist verliebt, mein Brüderchen," sprach er ihm vertraulich die Schulter klopfend, „nun, und so wie Du verliebt bist, gebe es Gott! dürften wir bald Schwäger werden, was mich, da ich Dich ehrlichen Jungen kenne, sehr freuen würde."

Bei Romans Worten überlief es Julius heiß. Er fluchte sich selbst, als er sah, daß die Sachen schon

so weit gediehen, daß man ihm Heirathsgedanken unterschiebe. Er mußte sich schleunigst aus dieser schiefen Lage ziehen und versprach es sich feierlich, sogleich nach dem Balle alle Beziehungen mit diesem Hause zu lösen.

„Glaube jedoch nicht, daß Dir das so leicht fallen dürfte," sprach Roman weiter, der sich heute in einer ungewöhnlich mittheilsamen Stimmung zeigte. „Glaube nicht, daß es Dir so leicht fallen dürfte, Valerie zur Ehe zu bewegen. Oho! sie hat es nicht so eilig. In dieser Hinsicht ist sie wirklich sonderbar, eine unenträthselte Sphinx. Ja, wenn man sie so sieht, scheint nichts leichter, als sich ihre Gegenliebe zu erringen, da sie im Umgang äußerst liebenswürdig und herzlich ist. So Mancher könnte glauben, es genüge, sich zu erklären, um angenommen zu werden. Das ist jedoch nicht wahr, denn so wie Valerie gegen nähere Bekannte liebenswürdig und zuvorkommend ist, wird sie, sobald sie tiefere Gefühle und Absichten bemerkt, kühl und unnahbar. Es hat sich in diesem Punkte schon so Mancher stark geirrt.

Anfangs glaubten wir, sie thue es aus übergroßem Stolz, sie mache übertriebene Ansprüche, die bisherigen Anbeter wären ihr zu gering; aber es zeigte sich, daß wir uns irrten, denn unlängst erklärte sich ihr ein Herr, ein in jeder Hinsicht zum Gatten sich eignender Mensch, denn er war, was die Welt eine glänzende Partie nennt: er war jung, schön und reich, von guter Herkunft, man sagt sogar Baron, obgleich er sich dessen nicht rühmte, und zum Ueberfluß war er ein Künstler, ein wirklich begabter Künstler, der sich der Kunst nur aus Liebhaberei hingab. Er lernte Valerie, als er ihr Portrait malte, kennen, verliebte sich und hielt in Kurzem um sie an. Man sollte meinen, es würde ihr schmeicheln, sie würde nur zu gern in diese Ehe willigen; sie lehnte jedoch ab. Warum? Weil, wie sie sich ausdrückte, sie nur eines Mannes Weib werden könne, den sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte, und da der Baron dieses Gefühl in ihr nicht weckte, so glaubte sie ihm mit reinem Gewissen ihre Hand nicht reichen zu können. Umsonst machte ihr die Mutter Vorstellungen,

redeten ihr die Schwestern zu, Nichts half, und der Baron mußte mit einem Korbe abziehen.

„Na, aber mit Dir ist's ein ander Ding. Für Dich empfand sie vom ersten Augenblick eine ganz besondere Zuneigung. Seit sie, wie meine Julie mir erzählte, von Skoczkowski, wo sie Dich kennen lernte, zurückkehrte, konnte sie sich eine ganze Woche lang von Dir nicht satt sprechen. Du warst fortwährend auf dem Tapet. Ich bemerkte meinerseits, daß Valerie stets um die Stunde, wo Du kamst, unter irgend einem Vorwande auf die Seite sich begiebt, um sich das Haar zu glätten, irgend eine Schleife, von der sie weiß, daß sie ihr gut zu Gesicht steht, anzustecken. Das ist scheinbar eine Kleinigkeit, spricht aber sehr viel. Ich habe, wie Du siehst, da ich so viele Jahre unter lauter Frauen lebe, gelernt, auf solche Kleinigkeiten Acht zu geben, die Frauen zu errathen und zu verstehen. Ja, ja, mein Lieber! Alles dieses beweist, daß wir höchst wahrscheinlich bald Schwägerchen werden."

Er ließ Julius, der etwas erwidern wollte,

nicht zu Worte kommen, ihn sogleich weiter fragend:

„Wird es noch lange dauern, ehe Du die Universität verläßt?"

„Das geschieht noch in diesem Jahre; dann gehe ich auf einige Jahre in's Ausland auf irgend eine Landwirthschaftsschule; dann werde ich Deutschland und Frankreich bereisen, denn es ist der Wunsch meines Vaters, daß ich, bevor ich mich auf dem Lande niederlasse, erst die Welt ein wenig kennen lernen sollte."

Absichtlich übertrieb er in der Hoffnung, Roman würde die dieser Antwort zu Grunde liegende Absicht begreifen. Aber Roman, der keinen verborgenen Sinn zu ahnen schien, fuhr ruhig fort:

„Sehr recht, sehr recht! In diesen paar Jahren wirst Du zum Manne heranreifen. Ihr könnt noch warten, seid Beide noch jung. Wir haben, d. h. meine Julchen und ich, ehe wir uns heirathen konnten, fast drei Jahre warten müssen."

Julius, den die Bestimmheit, mit der ihn Roman

schon als declarirten Bewerber behandelte, zu reizen begann, unterbrach ihn im höchsten Grade heftig, fast allzu scharf.

„Aber ich versichere Dir, daß Du in einem groben Irrthum befangen, wenn Du mich wegen irgend welcher Absichten auf Valerie im Verdachte hast.“

„Schon gut, schon gut! Du willst vor der Zeit Deines Herzens Geheimnisse nicht verrathen. Sei es drum. Ich achte diese Rücksicht; Du gefällst mir deshalb. Nun, nun, ich schweige schon,“ sprach er, bemerkend, daß Julius sich abermals vertheidigen wollte. „Ich schweige, reden wir nicht mehr davon.“

Julius suchte ihn nicht mehr durch Worte zu überzeugen, daß er sich in seinen Voraussetzungen irre, da er ihn in einigen Tagen durch die That zu überzeugen hoffte. Wenn nur der Ball recht schnell vorbei sein wollte, und er die Valerien gegen-über angenommenen Verpflichtungen los sein könnte. Dieser Ball erschien ihm kein Vergnügen mehr, sondern ein nothwendiges Uebel, das er, um sich wieder wohl

fühlen zu können, werde durchmachen müssen. Er bereitete sich zu demselben wie zu einer Execution vor. Abends, einige Stunden vor dem Balle, als er eben zur Hinfahrt sich anschickte, erhielt er von seiner Mutter einen Brief. Sie benachrichtigte ihn, daß sie mit dem Gatten, der Tochter und dem Schwiegersohne in einer Woche in Krakau eintreffen würde, und bat ihn, in einem Hôtel zwei Zimmer zu miethen; zugleich erkundigte sie sich, ob er nicht zufälliger Weise eine gewisse Frau Dulska kenne, oder von ihr gehört habe. Das sollte eine Frau in ihrem Alter sein, eine Schulfreundin, mit der sie früher Gutsnachbaren gewesen, und die nach dem Verluste ihres Vermögens in eine andere Gegend gezogen.

„Sehr lange," schrieb die Mutter, „wußte ich nicht, wie es ihr geht, denn seit der Zeit, da sie unsere Gegend verließ, gab sie kein Lebenszeichen mehr, bis ich jetzt von einer unserer gemeinsamen Bekannten erfahre, daß sie auch den Rest verloren, und daß der Mann gestorben sei, sie in den schlechtesten Verhältnissen zurücklassend. Dieselbe Person, die mir das erzählte,

nimmt an, daß sie jetzt in Krakau leben, und daß es ihr nicht besonders gut gehen müsse, da sie einmal in irgend einer Kirche das Aufgebot einer Marie Dulska mit einem Handwerker gehört habe. Es liegt mir viel daran, diese meine alte Bekannte und herzliche Freundin aufzufinden, und ich rechne fest darauf, daß Du mir hierbei behilflich sein wirst. Ich habe gegen sie nicht nur Pflichten der Freundschaft, sondern auch des Dankes und wünsche dieselben jetzt, da sie dessen bedarf, wenn auch nur theilweise, abzutragen. Es wäre ja das einfachste Mittel, sie durch eine Anzeige in irgend einer Zeitung aufzusuchen. Ich bezweifle jedoch, daß sie sich auf einen solchen Aufruf hin melden würde. Sie hatte stets viel Ehrgefühl, um wieviel mehr jetzt, da die Armuth sie noch empfindlicher wird gemacht haben. Ich glaube erst dann, wenn sie anders nicht aufzufinden sein wird, zu diesem Mittel greifen zu dürfen. Aber ich hoffe, daß wir mit Hilfe Deiner Bekanntschaften und Verbindungen ihre Wohnung entdecken werden. Ich rechne hierbei sehr auf einen glücklichen Zufall, Deinen Witz und meine Ausdauer.

Wir werden einige Wochen in Krakau verweilen, und wenn die Unglückliche sich noch dort aufhält, doch wohl Näheres über sie erfahren."

Diesen Brief las Julius flüchtig, zerstreut, da jene gewisse Frau ihn durchaus nicht interessirte. Er hörte sie früher im Elternhause öfter erwähnen, er erinnerte sich dessen traumhaft, unklar, daß eine Familie dieses Namens seiner Eltern Gutsnachbaren waren, daß er als kleiner Knabe mit deren Töchtern öfter gespielt; aber was konnte ihn das jetzt angehen, da all seine Gedanken durch etwas Anderes in Anspruch genommen waren. Je näher der Ball kam, desto unruhiger wurde er. Und wenn, dachte er, sich Jemand findet, dem es einfällt, ihnen den Eintritt in den Ballsaal zu verweigern? Es schien ihm das fast unglaublich, und dennoch möglich. Einem solchen Sturme einen Damm zu setzen, eine Katastrophe zu verhindern, mußte er sich zeitig im Saale einfinden und wachen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, warf er den Brief seiner Mutter zwischen andere Papiere auf den Schreibtisch und fuhr schleunigst auf

den Ball. Ungefähr eine halbe Stunde vor dem Balle langte er dort an.

Zu derselben Zeit, da Julius mit klopfendem Herzen an der Thüre des Ballsaales die Ankunft Valeriens erwartete, beschäftigte diese sich, ohne Ahnung des ihr drohenden Unheils, keinen Augenblick an die Möglichkeit irgend eines Hindernisses denkend, mit ihrer Toilette, wobei ihr sowohl ihre Schwestern, als auch die in ihrem Geschäft beschäftigten Mädchen, zugleich Bekannte, die gekommen waren, ihre Toilette zu bewundern, behilflich waren. In Mitten der Umgebung dieser Menschen, die ihr wohlwollten, stand sie vor dem Spiegel lächelnd und glückstrahlend, wunderbar schön aussehend, da der Ballschmuck ihre Schönheit vortheilhaft hervorhob. Alle Damen betrachteten sie mit Entzücken, manche mit Neid, von Zeit zu Zeit Laute der Bewunderung ausstoßend. Sogar die Köchin mit aufgestreiften Aermeln und einem zur Hälfte abgetrockneten Teller steckte den Kopf zur Thüre hinein, um zu sehen, wie ihr Fräuleinchen aussehe. „Wie eine Königin! Eine zweite so Schöne

könne es gar nicht geben!" lautete das Urtheil. Die greise Mutter blieb stumm, doch las man in ihren von Thränen der Freude glänzenden Augen, wie glückselig und entzückt sie war. Sie versenkte sich in den Anblick ihrer Valerie, wie in den eines Heiligenbildes. Mulinska, die schon lange ihre einfache Toilette beendet hatte, half nun ihre Schwester schmücken. Sie steckte ihr die Blumen in's Haar, reichte ihr die Armbänder, knöpfte ihr die Handschuhe zu, bei jedem Gegenstand, gleich einem eine Statue modellirendem Künstler einige Schritte zurücktretend, um das vollendete Werk besser betrachten und beurtheilen zu können, welchen Eindruck es hervorrufen würde. Ihr Gatte, der schon völlig angezogen im Hochzeitsfrack, der jetzt für seine herkulische Gestalt etwas zu kurz war, mit einer riesig ernsten und feierlichen Miene auf den Fußspitzen von einer Ecke in die andere wanderte, schwitzte vor Anstrengung, die weißen Handschuhe über seine dicken Finger zu ziehen. Julie ging Nadel und Faden in den Händen von einer Schwester zur andern, eifrig umherspähend, ob nicht

hie und da eine kleine Aenderung vorzunehmen, etwas anzustecken, oder anzunähen sei; zu gleicher Zeit blickte sie nach der Uhr, darauf achtend, daß man sich nicht verspäte.

„Mädchen, es ist ein Viertel auf Zehn, schon halb —" ließ sie sich von Zeit zu Zeit vernehmen, und als der Zeiger bis dreiviertel vorgerückt war, fragte sie:

„Vielleicht ließe man die Droschke holen?" Und schließlich zeigte es sich, daß noch so viel zu thun sei, daß es längst zehn Uhr vorüber war, als Valerie mit ihrer Schwester, in weiße, mit Schwan besetzte Atlasumhänge gehüllt, in den Händen die langen Schleppen tragend, sich zum Aufbruch anschickten.

Valerie küßte zum Abschied der Mutter Hand, und die Greisin ihre Stirn, mit zitternder Hand ein Kreuz über sie schlagend.

„Gebe Euch Gott viel Vergnügen," sprach sie mit gedämpfter Stimme, und mit liebevollem Blick sie bis zur Treppe geleitend, wo die Köchin mit

hochgehaltener Lampe wartete, um ihnen zu leuchten. Julie folgte ihnen mit den Mädchen bis auf den Flur, wo sie über das Geländer gelehnt den Hinabsteigenden nachsehend und freundlich zunickend ihnen viel Vergnügen wünschten.

Valerie erhob noch einmal ihr lächelndes Gesicht, ihnen für die Wünsche dankend und mit freundlichen Blicken sich verabschiedend. Die ihr bewiesene Zuneigung rührte und erfreute sie; von den wohlwollenden Blicken so Vieler begleitet, fühlte sie sich sehr glücklich. Als sie sich jedoch im Wagen fand und das Räderrasseln auf dem Pflaster hörte, überkam sie eine sonderbare Unruhe, leiser Schauer. Vielleicht darum, weil sie zu leicht gekleidet war, vielleicht trug auch die ernste und steife Miene ihres Schwagers, vielleicht das Schweigen ihrer Schwester, die sich nur darum sorgte, daß die Kleider sich nicht drückten oder ein Armband löste, hierzu bei. Sie fuhren in so düsterem Schweigen, als ob sie statt zu einem Balle, zu einem Begräbniß führen. Dies mußte auf Valeriens Laune nachtheilig wirken und verdüsterte ihre Gedanken.

Dieselben erheiterten sich erst, als sie in den hellerleuchteten, mit Blumen reich geschmückten Flur einlenkten. Von oben her klangen die Töne der Musik. Obgleich sie sich in dieser Umgebung heiterer fühlte, so erzitterte ihr Herzchen doch unter dem Einfluß einer geheimen Furcht. Als sie in einem der an den Treppenwindungen angebrachten Spiegel ihr von dem weißen Capouchon umrahmtes Gesichtchen erblickte, erkannte sie sich im ersten Augenblick nicht; so bleich und verändert sah sie aus. Julius, der schon länger als seit einer Stunde an der Thüre des Ballsaales ihrer harrte, bemerkte sie zuerst in Mitten der sich in der Garderobe drängenden Personen; er eilte ihr jedoch nicht entgegen, da er es vorzog, sie von einem Andern einführen zu lassen. Auch ihn ließ die Ungewißheit dessen, was geschehen könne, bleich und verändert erscheinen. Einige junge Mitglieder des Vorstandes, denen die Pflicht oblag, die Damen einzuführen, bemerkten sie auch bald, da ihre ungewöhnliche Schönheit sie vor den Anderen auszeichnete und die Aufmerksamkeit auf sie lenkte.

„Wer ist das? wer ist das?“ fragte man leise. „Kennt Ihr sie nicht?“

„Nach welcher erkundigt Ihr Euch?“ fragte Boleslaus sich nähernd.

„Nach der im weißen Capouchon.“

„Ach!“ sprach er den Mund verziehend, „das ist die . . .“

„Wer?“

„Die, um derentwillen die Sorge so groß war. Es lohnt nicht der Mühe, sie kann allein eintreten.“ Und er wandte sich, dies sagend, ab.

Julius fühlte, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, das vor Empörung überfloß. Er sah nun, daß eine Scene unvermeidlich, und beschloß fest, Valerie seinen Schutz angedeihen zu lassen. Er drängte sich durch die ihm Wege Stehenden, um schnell zu ihr zu gelangen und ihr den Arm zu reichen. Zum Glück hatten nicht Alle die wegwerfende Bemerkung Boleslaus’ gehört, und ehe noch Julius zu den Damen gelangen konnte, hatten schon zwei Vorstandsmitglieder Valerie und deren Schwester

eingeführt. Bald umkreiste sie ein Schwarm von Tänzern, die auf den Tanzkarten ihre Namen verzeichneten, sie zu den Tänzen engagirend. Nach einer Weile bemerkte Julius schon unter den Walzenden Valeriens meergrünes Kleid. Er athmete auf. Das erste Eis war durchbrochen; nun war nichts mehr zu fürchten. Jetzt konnte er sich ihr nähern. Valeriens Begrüßung war so herzlich und aufrichtig, daß er, seine Unwürdigkeit einsehend, erröthete.

Zärtlich drückte er aus Dankbarkeit ihr zartes Händchen und nahm neben ihr Platz.

„Da ich Sie nirgends erblickte, so glaubte ich, Sie hätten unsere Quadrille vergessen."

„Die Damen waren so belagert, daß ich im ersten Augenblick mich gar nicht nähern konnte. Haben Sie alle Tänze vergeben?"

„Ich glaube ja."

Sie reichte ihm die Tanzkarte.

„Vielleicht haben Sie die Güte, sie mir zu halten; ich weiß nicht, was mit ihr anfangen. Sie

werden so gut sein, mich jedes Mal zu erinnern, mit wem ich zu tanzen habe; ja?"

Julius, der sich in der Absicht, sie zu meiden, genähert hatte, fühlte sich durch diesen kleinen Beweis von Vertrauen, der ihn gewissermaßen für den ganzen Abend zu ihrem Beschützer machte, überaus beglückt. Er sah, wie Andere mit Bewunderung Valerie betrachteten und ihm seine Position beneideten.

Dies schmeichelte ihm und machte ihn stolz. Um keinen Preis hätte er, selbst seinem besten Freunde nicht, den Platz neben ihr abgetreten.

„Wie finden Sie, mein Fräulein, diesen ersten Ball; welchen Eindruck macht er auf Sie?"

„Anfangs empfand ich eine sonderbare Furcht, eine Art süßen Schmerzes; aber jetzt ist das vorüber. Ich habe mich schon ein bischen gewöhnt und fühle mich, namentlich wenn Sie bei uns sind, wohl. Es ist mir, als wäre ich in unserem Kreise."

Er dankte ihr mit einem herzlichen Blick dafür, daß sie ihn zum Kreise ihrer Nächsten zählte. Auch

er empfand in ihrer Nähe das Gefühl, als wäre er im Kreise seiner Nächsten, seinem Herzen theurer Personen. Er staunte, daß dieser verschiedenfarbige, um den Saal kreisende Strom ihn so gar nichts anging; er betrachtete ihn gleichgültig, ohne die geringste Lust, sich irgend Jemandem anzuschließen oder Jemand anzureden. Da es ihm so wohl war, so beachtete er es gar nicht, wie man von der Galerie aus ihn mit neugierigen und boshaften Blicken betrachtete. Alle seine Vorsätze, mit denen er hergekommen, zerflossen Angesichts des Zaubers ihrer Güte und Schönheit in Nichts. Heute erschien sie ihm im Vergleich zu damals, da er sie zum ersten Mal bei jenem Tanzvergnügen gesehen, ganz anders: viel majestätischer, und sie verschwand durchaus nicht unter den Damen der großen Welt.

Julius, der sich an ihr nicht satt sehen konnte, saß wie festgenagelt neben ihr. Erst als die Musik zur Quadrille rief, sprang er auf, sich ein vis-à-vis zu suchen, was er, ganz durch Valerie in Anspruch genommen, vergessen hatte.

„Nun, haben Sie gefunden?“ fragte sie, als er, zurückkehrend, ihr den Arm reichte.

„Zum Glück erwischte ich einen Fant, der ebenfalls ein vis-à-vis suchte.“

„Ein Unbekannter?“

„Ich weiß nur, daß er schon das fünfte Jahr Medicin studirt, aber seinen Namen habe ich vergessen.“

„Ich bitte zu den Plätzen!“ rief mit Stentorstimme der Vortänzer.

Bald öffnete sich im Saal mitten durch den verwirrten Strom eine Lücke, an beiden Seiten mit verschiedenfarbigen Kleidern und Fracks eingesäumt. Julius fand sich einem jungen Mediciner mit kurzgeschorenem Bart, üppigen Haaren, die ihm gleich einer Löwenmähne auf den Kragen fielen, gegenüber. Am Arm führte er eine Dame in prächtigem Gewande, der Julius, ausschließlich mit seiner Tänzerin beschäftigt, gar keine Aufmerksamkeit schenkte.

„Ah, das ist eine meiner guten Bekannten,“ sprach Valerie, die ihr vis-à-vis stehende Dame

zuvorkommend grüßend, was jene wahrscheinlich ihrer Kurzsichtigkeit wegen gar nicht bemerkte.

„So? Ihre Bekannte?" fragte Julius, das vis-à-vis nicht ansehend. „Wer ist es denn?"

„Frau Doctor N."

„O! Die?" sprach er, den Mund verziehend. „Ich gestehe Ihnen, daß ich mit diesem vis-à-vis nicht zufrieden bin."

„Weshalb?"

„Aus einigen zwanzig Gründen, deren größter der ist, daß diese Dame in keinem besonders guten Rufe steht."

„Fi! mein Herr! es ist nicht schön, von einer Dame und obendrein von einer verheiratheten Dame so zu sprechen."

„Sie haben Recht," erwiderte Julius, sogleich sich besinnend, daß es sich für ihn am wenigsten schickte, schlecht von der Doctorin zu sprechen, namentlich zu Valerie, die jene zu ihren Bekannten rechnete. „Ich danke Ihnen für die Lehre!"

Ihr die Hand reichend fügte er hinzu: „Mein Fräulein, Sie sind ein Engel an Güte."

Gleichzeitig bemühte sich der Tänzer der Doctorin, dieselbe zu unterhalten; doch gelang es ihm nicht allzu sehr, da die Doctorin eben in schlechter Laune war. Hierzu hatte sie viele Gründe. Erstens hatte es ihr der Friseur beim Stecken der Haare nicht recht machen können; dann, kurz bevor sie sich auf den Ball begab, zerbrach ihr goldnes Lorgnon dadurch, daß es sich in's Kleid hakte; so mußte denn die kurzsichtige Doctorin gleichsam ohne Augen zum Balle gehen und allen besonderen Beobachtungen entsagen, was für sie ein großes Unglück war. Sie besaß allerdings ein zweites Lorgnon, hätte dieses jedoch um keinen Preis auf einen öffentlichen Ball genommen, da es nur aus Schildkrot war und ihr nicht gut stand. Sie zog es vor, schlechter zu sehen, als schlechter auszusehen. Trotz ihrer Kurzsichtigkeit bemerkte sie dennoch, daß ihre Toilette nicht den erhofften Eindruck mache, und was noch schlimmer, daß sich mehrere ähnliche Toiletten im Saale befanden.

Das verdarb ihr schon sichtlich die Laune, noch mehr jedoch der Umstand, daß sie sich von den Männern vernachlässigt sah. Sie war daran gewöhnt, sich stets von einem Verehrerkreise umgeben zu sehen, daß die besten Tänzer um die Ehre eines Tanzes mit ihr sich rissen, während sie sich heute mit ganz unbekannten, unansehnlichen Personen begnügen mußte und den zweiten Mazur noch zu vergeben hatte. Das war sie nicht gewöhnt, und darum war sie böse, erregt, gereizt, man konnte es an der nervösen Bewegung ihrer Hände, an der Unruhe und Zerstreutheit ihres Verhaltens erkennen.

„Wen haben wir zum vis-à-vis?" fragte sie ihren Tänzer, ungeduldig mit dem Fächer spielend.

„Herrn Nabielowski."

„Ah! Er! Er geruhte nicht einmal mich zu grüßen."

„Im Gegentheil, er grüßte soeben."

„O! welche Artigkeit," sprach sie halblaut, gleichgültig mit dem Kopfe nickend.

„Und wer ist die Dame, mit der er tanzt?"

„Ich kenne sie nicht, aber sie ist wunderschön."

„Bedaure, daß ich mein Glas nicht bei mir habe; ich muß Ihrem guten Geschmack blindlings Glauben schenken."

„Das ist nicht allein meine Meinung. Sie erregt die allgemeine Aufmerksamkeit. Herr Nabielowski scheint durch sie sehr in Anspruch genommen, da er sie seit ihrem Eintritt nicht auf einen Augenblick verläßt."

„Ja, er ist entzündlich wie Stroh."

In diesem Augenblick ertönte die Musik, die Paare kreuzten sich in der chaine anglaise. Julius grüßte im Vorbeigehen die Doctorin abermals, Valerie that dasselbe, was die Doctorin, Julius' Gruß durch ein Kopfnicken erwidernd, gar nicht bemerkte. Erst bei der chaine des dames, als Valerie, ihr mit zuvorkommender Verbeugung und herzlichem Wohlwollen die Hand reichend, sich freundschaftlich an sie wandte: „Gnädige Frau, ich grüße Sie!" zwinkerte die Doctorin mit den Augen, um besser sehen zu können, wer sie grüße. Augenblicklich ver-

finsterte sich ihr Gesicht, zogen sich die Brauen zusammen, und schnell zog sie die schon ausgestreckte Hand zurück.

„Sie erkennen mich nicht? Ich bin es, Valerie," sprach diese beim abermaligen Begegnen in der chaine. Die Doctorin antwortete nicht, blickte sie nicht einmal an und sich ihrem Tänzer nähernd, sprach sie mit vor Zorn gedämpfter Stimme:

„Führen Sie mich auf meinen Platz."

„Weshalb?" fragte dieser erstaunt.

„Ich werde nicht tanzen."

„Fühlen Sie sich unwohl?"

„Nein, aber ich bin es nicht gewohnt, mit Schneiderinnen zu tanzen. Reichen Sie mir den Arm und führen Sie mich auf meinen Platz. Ach! das ist eine Impertinenz, eine Dreistigkeit!" sprach sie, sich unter dem Spiegel niederlassend und stark mit dem Fächer Kühlung zuwehend. „Es ist ein Scandal, solche Frauen zum Balle zuzulassen."

„Was ist der Doctorin?" wandte sich Valerie, den Grund von deren Verschwinden nicht ahnend

an Julius, der ihn sogleich begriff. — Er sah, daß das, was er befürchtete, eingetroffen; aber er hatte nicht geglaubt, daß eine Frau, die er so geringschätzte, etwas Aehnliches wagen würde! Sein Blut wallte auf, und schnell eilte er zu ihr.

„Weshalb tanzen Sie nicht?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, aber scharf, sie mit drohenden Blicken durchbohrend.

„Weil ich nicht will, und weil ich keinen Grund habe, mich vor Ihnen zu entschuldigen, wenn Sie ihn nicht selbst errathen haben.“

„Sie müssen tanzen,“ beharrte er hitzig.

„Wer kann mich zwingen?“ fragte sie, ihn mit kühlen, dreisten Blicken messend.

„Ich! Ich rathe Ihnen keinen Scandal hervorzurufen, denn dieser Scandal würde Sie mit Schmach bedecken.“

„O! ich wußte nicht, daß Sie zum Vertheidiger von Schneiderinnen herabgesunken sind!“ sprach sie mit höhnischem Lächeln.

„Ich vertheidige jede ehrenwerthe und achtbare Frau.“

„Ich gratulire, beneide Sie jedoch nicht um die Rolle, in der Sie heut auftreten. Sie sollten die Farbe Ihrer Dame tragen. Es hätte Sie das so gut gekleidet, und bei ihr dürften sich ja genügend Stoff-abfälle zur Decoration ihres Ritters finden.“

Sie verhöhnte ihn, und er fand keine Möglichkeit, sie zu zügeln, sich für die Valerien angethane Beleidigung zu rächen. Einen Mann hätte er fordern können, aber was sollte er mit einer Frau machen? Diese Unmöglichkeit brachte ihn zur Verzweiflung.

„Sie begehen da eine Gemeinheit!“ rief er empört.

„Bitte, mäßigen Sie sich und befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart,“ sprach sie stolz, „sonst rufe ich meinen Mann, damit er mich von Ihren Unarten befreit.“

„Ihr Mann wird sich für Sie zu verantworten haben.“

Während der flüchtige Austausch dieser Worte

unter dem Spiegel stattfand, stand Valerie, des ihr drohenden Sturmes gänzlich unbewußt, ruhig Julius' Rückkehr erwartend. Sie war überzeugt, daß die Doctorin unwohl geworden, oder an ihrer Toilette etwas in Unordnung gerathen sei. Als jedoch die zweite Figur begann und Julius noch immer nicht zurückkehrte, begann sie unruhig zu werden. Die sonderbaren Blicke, mit denen sie von den Uebrigen gemustert wurde, genirten sie; sie wußte nicht, was mit sich anfangen? Sollte sie warten? Sollte sie sich entfernen? Ein sonderbares unangenehmes Gefühl, das beim hellen Klang der Musik ihr noch schmerzlicher erschien, erfüllte sie. Die zweite Figur war beendet, und Julius ließ sich noch immer nicht blicken. Schon wollte sie sich von den Tanzenden zurückziehen, als sie ihn bemerkte; durch seine Rückkehr aus der unangenehmen Lage befreit, war sie so erfreut, daß ihr die Blässe und Verwirrung, die sich in seinen Zügen malte, gar nicht auffiel.

„Nun, was ist denn passirt?“ fragte sie gespannt.

„Zu Ihren Diensten, mein Fräulein, ich geleite

Sie zur Garderobe," sprach er mit veränderter Stimme, vor Aufregung und Empörung zitternd, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„In die Garderobe? Weshalb? Kehrt die Doctorin nicht zurück?"

„Nein."

„Aus welchem Grunde?"

„Sie wurde plötzlich unwohl."

Gleichsam um seine Worte Lügen zu strafen, ging die Doctorin am Arme ihres Gatten unweit vorbei, triumphirend und schadenfroh nach jener Seite blickend, wo das bekümmerte Paar den boshaften Blicken preisgegeben stand. Valerie bemerkte das Flüstern, die Blicke und das Lächeln. Als sie jedoch die Doctorin in's Auge faßte, begann sie etwas Böses zu ahnen. Lebhaft ergriff sie Julius' Hand und fragte ihn unruhig betrachtend:

„Warum will die Doctorin nicht mit uns tanzen?"

Ihm fehlte der Muth, ihr die Wahrheit zu gestehen, aber sein Schweigen, sein bleiches, verändertes

Gesicht sagten ihr Alles, und ein häßlicher, empfindlicher Schmerz zog ihr das Herz zusammen.

„Ach! ich ahne es,“ flüsterte sie mit der Hand nach dem Kopfe fassend, in dem sie einen brennenden Schmerz und Verwirrung fühlte.

Plötzlich ward es ihr dunkel vor den Augen, die Kräfte verließen sie, und sie glitt bewußtlos zu Boden. Julius sprang erschreckt zu Hülfe; eiligst hob er sie vom Boden auf und trug sie unter dem Beistand einiger Herren in die Garderobe. Man stellte mit dem, was grade da war, mit Kölnischem Wasser, Belebungsversuche an. Es dauerte nicht lange, so erschien ein Arzt und ließ, nachdem die Herren die Garderobe verlassen, Valerien die Kleider lösen. Nur Julius, der sie in diesem Augenblick nicht für eine Minute verlassen wollte, blieb! Er beachtete keine Rücksichten; es war ihm gleich, was die Leute davon denken, sprechen würden; es ging ihm nur um sie.

„Um Gott! Doctor, retten Sie sie!“ rief er, mit Entsetzen in ihr starres, kaltes, wachsbleiches Antlitz blickend. „Sagen Sie, was fehlt ihr?“

„Beruhigen Sie sich, eine einfache Ohnmacht, das geht vorüber.“ Und er begann ihr die Schläfe zu reiben. Julius’ unruhige Blicke verfolgten jede Handbewegung des Doctors; die Augenblicke der Erwartung erschienen ihm lang wie die Ewigkeit. Plötzlich fuhr er freudig zusammen, denn die Kranke athmete schwer auf, die Lider zuckten, während ein leichtes Roth ihre Lippen färbte. Es schien ihm, als kehre sein eigenes Leben zurück; er hätte vor Freude weinen mögen. Jetzt erst erkannte er, wie theuer sie seinem Herzen war; die schmerzliche Erschütterung brachte die Gefühle an’s Tageslicht, die bisher ihm unbewußt in seinem Herzen gewurzelt hatten. Er hielt die Thränen und den Athem an, um die leisen Lebenszeichen, die auf ihrem Gesicht sichtbar wurden, nicht zu verscheuchen.

Nach einer Weile schlug sie die Augen auf, verwundert um sich blickend. Der Anblick Julius’ und die aus dem Ballsaal bis zur ihr dringenden Klänge der Musik riefen ihr in’s Gedächtniß, wo sie war, was geschehen. Sie schloß die Augen wieder, während ihre Züge den Ausdruck bitteren Leides behielten.

Man sah, wie der Schmerz ihr Herz zerriß; sie nagte an den Lippen, als wollte sie die darauf schwebende Klage zurückhalten, und zwei große Thränen perlten unter den geschlossenen Lidern hervor.

„Fräulein Valerie,“ sprach Julius sanft im Tone tiefsten Mitgefühls, „beruhigen Sie sich.“

Sie ergriff mit festem Druck seine Hand, als wolle sie ihm für das Mitgefühl danken, und mit der andern Hand das Gesicht bedeckend, sprach sie mit gebrochener Stimme:

„Diese Schmach, diese Erniedrigung! ach! Das ist schrecklich! Wo ist Xavera?“ Sie fragte nach der Schwester, nach Frau Mulinska, die sich ahnungslos im Saale vergnügte. Die lustigen Klänge der Musik der letzten Figur der Quadrille erschienen der Leidenden gleich häßlichem Höhnen. Valerie verlangte darnach, dieser Heiterkeit zu entfliehen, in der Dunkelheit sich versteckend ihre Schmach zu verbergen.

„Nach Haus, nach Haus!“ wiederholte sie fortwährend.

„Wir fahren sogleich,“ beruhigte sie Julius, „die

Quadrille ist bald beendet, und ich suche sodann Ihre Schwester und deren Mann auf.“ Er wollte sie nicht aufhalten, da er wußte, wie unglücklich sie sich denjenigen gegenüber, in deren Gegenwart sie eine solche Demüthigung erlitten, fühlen würde. Allerdings kam ihm der Gedanke, ob es nicht besser wäre zu bleiben, um den Menschen dadurch zu beweisen, daß er sich nicht viel aus dem Affront einer Frau wie die Doctorin mache, die Meinung ähnlicher Menschen gering schätze und, wenn es zu Valeriens Schutz nöthig wäre, die ganze Welt in die Schranken zu fordern gedenke. Solch einen Heldenmuth fühlte er in diesem Augenblick; so groß war seine Bereitwilligkeit, sich zu opfern, um ihr öffentlich seine Anhänglichkeit und Achtung zu beweisen. Als er jedoch sah, wie müde und abgespannt sie durch diesen Vorgang war, wieviel sie aus diesem Grunde litt, fehlte ihm der Muth, ihr ein längeres Bleiben zu empfehlen, und er selbst beschleunigte die Heimfahrt, um so mehr, da er bemerkte, wie nach beendeter Quadrille viele Neugierige ungenirt durch den Thürspalt lugten, ja einige Damen sogar bis in

die Garderobe drangen unter dem Vorwande, an der Toilette etwas ordnen zu müssen, in Wahrheit jedoch nur, um die dort sitzende Valerie näher zu betrachten. Er selbst ging in's Vorzimmer nach den Sachen, und Valerie hineinhüllend führte er die schmerzerstarrte, ihm wie ein Kind, wie ein gedankenloser Automat folgende Valerie in den Wagen. Erst als sich die Droschke in Bewegung setzte, erst als sie bei jedem Umdrehen der Räder sich sagte, daß sie immer mehr von jenem Ort, wo sie so schmachvoll behandelt worden, sich entferne, nahm sie zum Zeichen des Dankes Julius' Hand in die ihre und hielt dieselbe, bis sie zu Hause anlangten, fest. Sie klammerte sich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger an eine ihm das Leben erhaltende Planke.

Zu Hause schlief noch Niemand, weder die Mutter noch die Kinder. Die kleinen, um die Lampe sitzenden Mädchen unterhielten sich durch Abdrücken von Abziehbildern auf Zündholzschachteln; Hannchen nähte für ihre Puppen neue Kleider; Julie durchblätterte die Modezeitungen, und die Mutter strickte wie gewöhnlich,

der Abwesenden gedenkend, wie sie sich wohl unterhalten, was sie jetzt tanzen, wann sie zurückkehren würden. Die gute Greisin geleitete, und sei es auch nur in Gedanken, ihre Kinder zu dem Feste und freute sich, daß sie sich ein wenig zerstreuen würden, und ihr mütterlicher Stolz flüsterte ihr zu, wie Valerie gefallen und welches Aufsehen sie erregen werde.

Diese Träume wurden plötzlich von einem Geräusch auf der Treppe unterbrochen. Man hörte mehrere Personen heraufkommen, an der Thür anhalten. Wer konnte das wohl zu dieser Zeit sein? Daß es ihre Kinder sein könnten, kam ihr durchaus nicht in den Sinn. Erst das Reißen an der Klingel erweckte in ihr eine böse Vorahnung; es war ihr, als hätte Jemand an ihrem Herzen gerissen. Julie, die eilig öffnete, erblickte mit Erstaunen die mit Julius und Mulinskis eintretende Valerie. Das arme Mädchen ging nicht, sie lief mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte und warf sich an der Mutter Hals. Der verhaltene Schmerz, der ihr bis jetzt das Herz zusammengepreßt, machte sich nun in lautem Schluchzen Luft.

„Valerchen, was ist geschehen? Warum seid Ihr so schnell zurückgekehrt? Um Gotteswillen sprecht!" fragte die Mutter sich an Mulinskis wendend, die sie jedoch nicht aufzuklären vermochten. Von der Tochter, der die Thränen das Sprechen versagten, konnte sie nichts erfahren.

„Valerie, laß mich wissen, was man Dir gethan," rief die erschreckte Greisin, die Tochter an sich drückend und beruhigend.

„Man hat mich entehrt, beschimpft," klagte sie schluchzend. „Und wofür? Wofür? Weil ich ein ehrliches Leben führe und schwer arbeite . . . ist denn das ein Verbrechen?" Mehr vermochte sie nicht zu sagen. Julius mußte der Mutter erklären, was geschehen. Sie hörte ihm mit ernstem, finsterem Gesichtsausdruck zu, und als er beendet, sagte sie schmerzlich mit dem Kopfe nickend:

„O Gott! man sagt: Arbeit schändet nicht!"

Julius, der die ganze Bitterkeit dieser Worte fühlte, erinnerte sich, daß die Schuldigen noch nicht bestraft. Ausschließlich mit Valerie beschäftigt, hatte

er ihrer nicht gedacht. Jetzt erinnerte er sich seiner Pflicht und sprang eiligst auf.

„Wohin gehen Sie?" fragte lebhaft Valerie, ihn zurückhaltend. „Bitte, gehen Sie nicht fort. Ich ahne, was Sie beabsichtigen, aber ich will nicht, daß Sie sich meinetwegen in Gefahr begeben. Ich habe diesen Menschen schon vergeben."

„Aber ich habe nicht vergeben, und diese Menschen haben uns Beide beleidigt."

„O nein, es ging Sie durchaus nicht an."

„Wer ein mir über Alles theures Wesen beleidigt, beleidigt mich und muß mir hierfür Rechenschaft ablegen," sprach er erregt, und ohne auf Valeriens Worte, die ihn zurückzuhalten versuchte, zu achten, eilte er schnell hinaus. Er sprang in den wartenden Wagen und kehrte auf den Ball zurück. Er hatte es eilig, die Schuldigen aufzusuchen.

Im Saale herrschte die Temperatur eines warmen Ofens. Alle waren im besten Spiel und Tanz begriffen. Die Tänzerinnen hatten Feuer auf den Wangen und Flammen in den Augen und versuchten es, sich mit

den Fächern zu kühlen; die Männer wehten sich mit den Taschentüchern Kühlung zu. Auf der Galerie war das schönste Dampfbad. Unten ward wie besessen getanzt — oben auf der Galerie wüthend verleumdet. Die Scene zwischen der Doctorin und Valerie hatte dort schon zum sechsten Mal die Runde gemacht mit den verschiedensten Commentaren, wobei, gleich Staubflecken, die verschiedenen Vergehungen der Doctorin zu Tage traten. Der größte Theil der Frauen schrieb diesen Auftritt der Eifersucht der Doctorin zu. Man erfand auf dieses Thema die ungereimtesten Märchen . . . und sonderbar, die Sympathie war vorwiegend auf Seiten der Doctorin. Valerie bedauerte man nur in sofern, als sie so wenig Ueberlegung und Ehrgefühl gezeigt habe, sich da hinein zu drängen, wohin sie nicht gehörte. Wenn das eine gewählte geschlossene Gesellschaft sein sollte, weshalb drängte sie sich mit Gewalt hinein. Diese kleine Lehre gebührte ihr von Rechts wegen, denn gab es nicht genug Tanzvergnügungen in ihren Kreisen, wo sie doch eine ihr entsprechende Gesellschaft fände? Die

Doctorin ist allerdings nicht viel werth; aber man kann sie immerhin nicht mit solch einer Schneiderin vergleichen; sie stammt aus guter Familie, hat einen Gatten, der eine Stellung einnimmt, und sie führen ein großes Haus, wo man sich köstlich amüsirt. Daß sie ihre kleinen Sünden hat, je nun, wer hat die nicht? Solche Meinungen machten auf der Galerie die Runde und wurden zugleich mit dem Kuchen und den Eisportionen gierig verschlungen. Als Julius abermals im Saale erschien, richteten sich alle Gläser und Aller Augen auf ihn.

„Da ist er! Er ist gekommen! Was wird er wohl thun? Wen wird er zur Rechenschaft ziehen? Den Gatten? Den Tänzer? Oder die Doctorin? Aber der Tänzer ist unschuldig, der Mann hat doch dabei auch nichts verbrochen, und mit der Doctorin kann er sich doch nicht schlagen, außer er vergilt ihr Gleiches mit Gleichem und macht ihr einen Affront. Vielleicht wird aber aus dieser Wolke nichts entspringen; vielleicht kehrte Herr Nabielowski, nachdem er sich der Sache entledigt, nur zu seiner Unterhaltung hierher zurück.

Wahrscheinlich wird daraus nichts werden, denn er erblickte die tanzende Doctorin, sah sie an und ging, ohne sich aufzuhalten, weiter. Er würde gut thun, diesen Vorfall zu ignoriren. Es wäre schade, wenn ein solch schöner, vornehmer junger Mann sich einer Schneiderin wegen bloßstellen sollte."

Während die Galerie, deren Held er in diesem Augenblicke war, so sich mit Julius beschäftigte, durchbrach er die dichten Reihen der Zuschauer, mit den unruhigen Blicken Jemanden suchend. Ringsum blickend, bemerkte er die Doctorin, allerdings unter den Tanzenden. Empört und verächtlich wandte er sich ab. Er konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß diese Frau, um derentwillen Valerie jetzt Thränen vergaß, auf's Beste sich amüsirte. Er preßte die Zähne auf einander und ging weiter. An der zum Büffet führenden Thür fühlte er seine Hand ergriffen. Er erblickte, den Kopf erhebend, Severyn.

„Ach, Du bist's?" sprach er in einem Tone, als wolle er ihn schleunigst los werden.

„Suchst du Jemanden?"

„Ja."

„Es ist jetzt in Deinen Zügen nur allzu leicht zu lesen, daß Du binnen Kurzem einen Secundanten brauchen wirst."

„Kann sein."

„Einen habe ich Dir schon besorgt, und zum zweiten stehe ich zu Deinen Diensten."

Julius blickte ihn, seine Hand kräftig schüttelnd, dankbar an.

„Ich danke Dir für diesen Freundschaftsbeweis. Du giebst also zu, daß man sich gemein benommen — nicht wahr? — Eine Frau zu beleidigen, deren ganze Schuld darin besteht, daß sie arbeitet . . ."

„Ach vergieb, das wäre wohl noch die geringste Schuld, die könnte man ihr vielleicht noch vergeben."

„Wie, kannst Du Fräulein Valerie um etwas Schlimmeres verdächtigen?"

„Um eine hundert Mal größere Schuld."

„Severyn," unterbrach ihn Julius rauh.

„Jawohl, um eine hundert Mal größere, denn

sie ist schön, schöner als Alle hier. Eine solche Schuld vergiebt eine Frau der anderen nie, und wird darum keine Gelegenheit, sie zu demüthigen, vorbeigehen lassen."

„Ach ja, das ist wahr," sprach Julius mit aufgehelltem Gesicht, zufrieden, daß Severyn nur eine solche Schuld in derjenigen Frau entdecken konnte, die jetzt Gegenstand all seiner Gefühle und Gedanken war. „Weißt Du nicht, wo der Mann der Nichtswürdigen ist?"

„Vor einer Weile sah ich ihn in der Restauration, wahrscheinlich ist er noch dort."

„Begleite mich."

„Mit Vergnügen."

Beim Eintritt in die Restauration fanden sie im Kreise mehrerer Gäste den Doctor mit der Zerlegung eines Kapauns beschäftigt, den er tüchtig mit Champagner begoß. Auf diese Weise vertrieb er sich die Zeit auf allen Bällen, zu denen er seine Frau begleiten mußte. Julius bat sich ihm nähernd um eine Unterredung.

„Mein Herr, Sie wissen gewiß von dem durch Ihre Frau hervorgerufenen Auftritt?“

„O ja, sie hat sich dessen vor mir gerühmt.“

„Eigentlich trifft Sie in dieser Sache keine Schuld, da jedoch die Frauen solcher Handlungen fähig sind, für dieselben aber nicht einstehen . . .“

„So müssen wir Armen den Nacken hinhalten —“ beendete der Doctor scherzhaft. „Sie verlangen also im Ernst Satisfaction? Ja! gern oder nicht, einwilligen muß ich; nur möchte ich Sie benachrichtigen, daß Sie mit dem Verlangen, mir die Nase oder ein Ohr abzuschneiden, oder den Schädel zu durchbohren, werden warten müssen, da ich morgen mit dem ersten Zuge in's Posensche zu einer meiner Patientinnen zu reisen gezwungen bin. Vor Allem die Pflicht! Nach meiner Rückkehr stehe ich Ihnen zu Diensten. —“

Roman war am Tage des Studentenballes nicht zu Haus; seine dienstlichen Pflichten riefen ihn grade damals in's Lembergische. Bei seiner Rückkehr war er erstaunt, daß Niemand im ganzen Hause von dem

Balle sprach, und daß man ihn auf seine Fragen, ob sie waren, wie sie sich unterhalten, mit allgemeinen Redensarten abfertigte und sichtlich ein eingehendes Gespräch über diesen Gegenstand vermied. Auch bemerkte er, daß in dem Verhältniß zwischen Valerie und Julius eine plötzliche, ihm unerklärliche Veränderung eingetreten sei; denn erstens zeigte Julius, der noch vor wenigen Tagen so eifrig jede zärtliche Neigung für Valerie leugnete, so deutlich und offen seine Zuneigung, daß er den Eindruck machte, als sei er schon ihr Verlobter. Auch Valerie machte kein Geheimniß daraus, daß sie seine Gefühle erwidere. In jedem Wort und jedem Blick, dem sie ihm zuwandte, und das geschah jetzt sehr häufig, sah man deutlich, wie lieb ihr sein Anblick sei, welche Dankbarkeit sie für die ihr erwiesene Sorge um das ihr entgegenbrachte Wohlwollen fühle. Und trotzdem war keine Heiterkeit in ihren Zügen; sie erschien Roman sonderbar traurig, nachdenklich, mehrmals traf er sie sogar in Thränen an, die sie, sobald sie ihn bemerkte, zu verbergen suchte, und erfand, um den Grund dieses

Kummers befragt, stets nichtige, unglaubliche Ursachen, an die man nicht glauben konnte. Auch Julius gewährte nicht den Anblick eines glücklichen Bräutigams. In seinem Verhältniß zu Valerie war eine traurig ernste Zärtlichkeit vorwiegend; er machte den Eindruck eines sorgsam um einen Kranken bemühten Menschen, der sich nur leise auf den Fußspitzen um ihn bewegt, als befürchte er, ihm wehe zu thun. Dies erschien ihm noch sonderbarer und räthselhafter. Mehrmals fragte er seine Frau, was das zu bedeuten habe? Ihre Antwort war jedoch so unklar, daß er sie nicht verstand. Sie erzählte ihm, daß Valerie auf dem Balle plötzlich erkrankt sei und aus diesem Grunde früh den Ball verlassen mußte, daß Julius ihr damals so viel Sorgfalt bewiesen, daß ihre Herzlichkeit doch ganz natürlich sei, daß dieser Vorfall sie einander genähert.

Roman fühlte sich durch diese Erklärung durchaus nicht befriedigt; er fühlte instinctiv, daß etwas geschehen sei, daß man etwas vor ihm verberge, und wollte durchaus erfahren, was der eigentliche Grund

dieses Kummers, dieser ernsten Stimmung sei, die in dem bisher so heiteren und angenehmen Hause eingekehrt. Ein Zufall führte ihn auf die Spur dieses Geheimnisses. Als er eines Tages auf ein Glas Bier einkehrte, mußte er an einem Seitentischchen sitzend das Gespräch mehrerer jungen Herren unwillkürlich mit anhören. Man sprach von dem Studentenballe, gleichzeitig die Ausweisung einer Schneiderin erwähnend, die, man wußte nicht auf welche Weise, da hinein gekommen.

Es durchzuckte sein Herz, ob sich das vielleicht auf Valerie bezog; dann erinnerte er sich seiner Befürchtungen, die er ihretwegen vor dem Balle gehegt. Er schäumte vor Wuth bei dem Gedanken, daß dies Valerie wirklich getroffen. Der geringschätzige Ton, in dem die Herren von dieser ganzen Geschichte sprachen, und die Art, in der sie sich über die ihm so nahe stehende und theure Person zu äußern wagten, empörte und beleidigte ihn. Dem Zuge seiner heftigen Natur folgend, hatte er große Lust, dem ersten Besten, der es noch einmal wagen würde, etwas Beleidigendes

von ihr zu sagen, sein Bierseidel an den Kopf zu werfen, aber schnell genug kam ihm die Ueberlegung. Woher weißt Du, daß die Rede von ihr ist? Erst mußte man die Wahrheit erfahren, die ihm doch Niemand so gut als Julius berichten konnte. Schleunigst begab er sich zu ihm und theilte ihm mit, was er in der Kneipe gehört. Er verlangte, Julius solle ihm die volle Wahrheit gestehen.

Julius bemühte sich, den Empörten zu beruhigen. Er bestritt nicht, daß Valerie allerdings eine gewisse Unannehmlichkeit auf dem Balle gehabt, jedoch nicht in dem Grade, wie er gehört, und er erzählte ihm den Vorgang mit der Doctorin, so viel als möglich alles Verletzende in der Erzählung meidend. Roman hörte mit angestrengter Aufmerksamkeit zu, und in seinem Antlitz malte sich die gewaltige Aufregung in die ihn diese Erzählung versetzte. Mit erschrecken-der Gier fing er die Worte auf, während in den feurigen Augen fortwährend Blicke des Zor-nes und der Empörung aufleuchteten, und die Nasenflügel leidenschaftlich zuckten. Kaum hatte Ju-

lius die Erzählung beendet, als jener fest seine Hand ergriff.

„Und was?“ fragte er, „was hast Du jener Nichtswürdigen gethan?“

„Ich? Ihr? Nichts! Was konnte ich einer Frau thun? Ich habe ihren Mann gefordert.“

„Du bist prächtig!“ rief er mit bitterer Ironie. „Du thatest so, wie es früher die großen Herren thaten: wenn das Söhnchen nicht lernen wollte, oder etwas verbrach, so wurde ein unschuldiger Diener gewählt, und, um dem jungen Herrn ein Beispiel zu geben, mit Ruthen gepeitscht. Welche Schuld trägt hier der Mann?“

„Aber um Gottes willen, sollte ich mich mit einer Frau schlagen?“

„Nein, aber sie schlagen. Für eine Beschimpfung hundert.“

„Roman, der Zorn blendet Dich und macht Dich gegen mich ungerecht. Sage selbst, war das, was Du da sprichst, möglich?“

„Für Dich nicht, denn Dich binden gesellschaft-

liche Rücksichten, die Gesetze der Anständigkeit; aber ich habe keine solche Skrupel. Bei den Leuten, unter denen ich lebe, giebt es keinen Unterschied des Geschlechts; dort muß ein Jeder das, was er thut, verantworten, sei es Mann oder Weib. Die Frau hat es verschuldet, mag die Frau leiden. Da sie den Muth zur Beschimpfung hatte, mag sie ihn auch zum Kampfe haben."

„Was würdest Du also an meiner Stelle thun?"

„Ich ginge zu der Nichtswürdigen und sagte ihr: Sie, Madame, haben ein ehrenwerthes, anständiges Mädchen, dem Sie nicht werth sind in's Gesicht zu sehen, beleidigt; Sie müssen sie öffentlich um Verzeihung bitten."

„Und wenn sie Dir auf einen solchen Vorschlag in's Gesicht lacht?"

„Dann würde ich sie dazu zwingen, würde sie unbarmherzig ohrfeigen, und wenn das nicht helfen sollte, finde ich andere Torturen. Es ist nicht möglich, daß diese Frau keine Sünden, keine scandalösen Geheimnisse haben sollte, denn eine tugendhafte und

ehrliche Frau wird eine andere nicht so beleidigen, wie sie es gethan; wenn sie also solche geheime Sünden hat, so werde ich mich bemühen, dieselben zu erfahren und sie an die Oeffentlichkeit ziehen, werde sie damit verfolgen, wo sich mir eine Gelegenheit bietet, wo ich sie nur treffe; ich werde ihr jeden angenehmen Augenblick vergiften, bis ich sie gezwungen, das zu thun, was ich will, oder daß sie sich aus Scham wird vor den Menschen verbergen müssen."

„Oder sie liefert Dich wegen Ueberfall in die Hände des Gerichts."

„Dann kommt es zur öffentlichen Auseinandersetzung, und dann werde ich sie gewiß nicht schonen und ihr einen noch größeren Schimpf bereiten."

„Und wenn Du keine Beweise liefern kannst, verurtheilen sie Dich wegen Verleumdung zum Gefängniß."

„Nun, und was dann? Ich sitze meine Strafe ab, aber ich entehre sie."

„Zugleich entehrst Du Fräulein Valerie, indem Du ihren Namen vor Gericht ziehst."

„Ist sie denn nicht schon entehrt, wenn die jungen Leute in den Kneipen sich den Mund mit ihr wischen? Dann werden sie wenigstens wissen, daß es nicht erlaubt ist, ungestraft ehrliche Frauen zu beleidigen, und das wird den Verleumdern den Mund schließen.“

Er wollte noch weiter sprechen, aber der Eintritt einer dritten Person unterbrach den geschwellten Redestrom.

Der Neuangekommene war Severyn; er kam wegen des Duells. Julius hatte ihn gebeten, die Rückkehr des Doctors zu erwarten und dann sogleich mit dessen Secundanten Rücksprache zu nehmen. Deshalb fragte er auch, als er ihn eintreten sah:

„Wie? Ist er angekommen? Sahst Du ihn?“

„Davon später.“

„Vor diesem Herrn habe ich keine Geheimnisse. Das ist mein Schulkamerad und dazu Fräulein Valeriens Schwager.“

„Das ändert die Sache,“ sprach Severyn, dem Vorgestellten die Hand reichend.

„Nun also? Auf welchen Tag ist der Zweikampf festgesetzt?“

„Wahrscheinlich wird es zu einem Duell gar nicht kommen.“

„Wie so? Zieht der Doctor sich zurück? Will er eine Aussöhnung?“

„Weder das Eine noch das Andere; aber ein Drittes, das Du gewiß nicht erwartest, und das die Gestalt der Sache gänzlich ändert. Die Doctorin ist entflohen. Sie benützte die Abwesenheit des Gatten, raffte, was möglich war, zusammen und floh, stelle Dir vor mit wem? — mit Boleslaus.“

„Was konnte sie zu der Flucht bewegen? Ihr Gatte hinderte sie doch in Nichts, er war für Alles blind.“

„Niemand kann's begreifen. — Man erzählt, ich weiß nicht, was wahr d'ran ist, daß Boleslaus ihr die Ehe versprochen, und sie sind zu diesem Zwecke nach Rumänien gereist, da sie dort leichter eine Scheidung zu erreichen hoffen.“

„Und wegen solch zweifelhafter Hoffnungen ver-

ließ sie den Gatten, entsagte sie seinem Vermögen, seiner Stellung!"

„Sie beging eine große Thorheit. Aber eine schöne Frau ist, wenn sie aufhört schön zu sein, und wenn es sich um die Eroberung eines letzten Liebhabers handelt, der größten Thorheiten fähig.

„Ich sehe jedoch nicht ein, wie ihre Flucht das Duell verhindern sollte."

„Das ist sehr klar. Durch die Forderung des Gatten verlangtest Du Genugthuung für die That, deren sich die Frau schuldig gemacht. Kann es eine glänzendere Genugthuung geben, als die ist, daß diejenige, die eine ehrenhafte Person beleidigte, sich selbst als ein Wesen ohne allen moralischen Werth zeigte, das man nicht beachtet, das Niemanden beleidigen kann, das man verachtet? Du hast keinen Begriff, welche Aufregung die Flucht der Doctorin unter ihren Bekannten hervorgerufen hat! Ihre zärtlichsten Freundinnen, ja sogar diejenigen, die anläßlich jener Ballscene ihr Recht gaben, schämen sich nun ihrer Bekanntschaft und verdammen insgesammt sie und

ihr Verhalten, gewiß nur darum, um von der Welt nicht verdammt zu werden. Alle verschwören sich gegen sie und zollen der durch sie Geschädigten volle Anerkennung. Solch eine Frau wagte es, Andere zu verdammen und sich für besser zu halten!"

„Ich stimme Ihnen darin bei," ließ sich Roman hören, „daß die so öffentliche Entehrung dieser Nichtswürdigen der Geschädigten eine größere Genugthuung gewährt, als dies zehn Duelle vermöchten."

„Aber unter allen Umständen ist der Doctor gefordert. Ich kann doch nun nicht selbst zurücktreten."

„Laß den Aermsten in Ruh! Er weiß jetzt nichts von Gott und der Welt. Dieser Schlag traf ihn völlig unerwartet, denn er hatte von dem, was Alle mit Bestimmtheit wußten, nicht die geringste Ahnung. Er hielt sie stets nur für leichtsinnig und eitel und hatte für diese Schwächen eine väterliche Nachsicht; nie fiel es ihm ein, sie könne schlecht und verdorben sein. So bekam er denn auch bei der Nachricht

von ihrer Flucht einen Schlaganfall, und weiß Gott, ob er sich je davon erholen wird."

Es versteht sich, daß nach einer solchen Aufklärung die Rede von einem Duell nicht mehr sein konnte, und schließlich kam es, da des Doctors Krankheit sich lange hinzog, gar nicht mehr dazu. Dennoch ward in der Stadt erzählt, das Duell habe wirklich stattgefunden, daß beide Gegner zu diesem Zweck über die preußische Grenze gegangen, was in Bezug auf den Doctor allerdings wahr gewesen, daß derselbe schwer verwundet worden, und daß die Aerzte um die Welt zu täuschen, von einer anderen Krankheit sprächen. Diese Fabeln cursirten mit allem Anschein der Wahrheit unter den Menschen, durch die städtischen Klatschbasen mit den verschiedensten Zugaben ausgeschmückt, und fanden viel Glauben, so daß, als Julius' Familie in Krakau ankam, ein Freund seines Vaters nicht umhin konnte, ihn zu warnen, er möge Julius schleunigst aus der Stadt entfernen, da er hier in schlechte Gesellschaft gerathen sei und ein sehr inniges Verhältniß mit einer Schneiderin unterhalte,

sich mit ihr auf Bällen dermaßen bloßstelle, daß er, ohne Alter und Stand angesehener Personen zu achten, dieselben jenes Dämchens wegen zum Duell fordert. Als augenscheinlichen Beweis hierfür erzählte ihm jener Freund die auf dem Balle vorgefallene, in der ganzen Stadt bekannte Scene und von der Krankheit des Doctors, die ebenfalls öffentliches Geheimniß sei. Als der Vater dies hörte, hielt er es für eine Gewissenspflicht, mit seinem Sohne darüber zu reden.

Da er für derlei Ueberschreitungen sehr nachsichtig war, so wollte er es nicht allzu ernst nehmen. Er wußte, daß ein junger Mann sich ausschäumen, austoben muß; es handelte sich nur darum, daß diese jugendlichen Thorheiten nicht auf Kosten der bürgerlichen Ehre stattfänden.

Es war dies ein praktischer Grundsatz, dem huldigend er als anständiger Mensch angesehen ward und die Achtung des Adels jener Gegend genoß. Von diesem Standpunkte aus ermahnte er den Sohn, stark betonend, daß man sich hin und wieder

eine Extravaganz erlauben könne, nur müsse man es nicht an die große Glocke hängen und sich dadurch bloßstellen. Als der Sohn ihm jedoch erklärte, daß er sich irre, daß die Person, zu deren Schutz er aufgetreten, wenngleich zu der arbeitenden Klasse gehörend, so doch der allgemeinen Achtung werth, und das Gefühl, welches er für sie hege, keine vorübergehende Liebelei, sondern ein tiefes und ernstes sei, ward der Vater ernstlich um ihn besorgt, und die Lage der Dinge schien ihm viel drohender, als er Anfangs geglaubt. Seine Frau theilte diese Befürchtungen vollkommen. Die arme Frau rang verzweiflungsvoll die Hände, als sie erfuhr, daß ihr Sohn, den sie für das beste Kind auf der Welt gehalten, sich so weit vergessen habe. Sie versuchte nicht, ihn von diesem unvernünftigen Vorhaben abzubringen, an seine Vernunft sich zu wenden, sie beschwor ihn im Namen der Familienehre, der Grundsätze, die er aus der Mutter Brust gesogen, mit denen er das Elternhaus verlassen, daß er ihnen die Schande ersparen möge, sich mit einer Schneiderin zu vermählen.

Vergebens versuchte er ihr begreiflich zu machen, daß diese Schneiderin nichts gethan, was sie des Eintritts in ein adliges Haus unwerth machen könnte, daß sie für ihren und ihrer Familie Unterhalt ehrlich arbeite, könne man ihr doch nur als Tugend anrechnen. Wenn die Mutter sie erst kennen werde, werde sie sich überzeugen, daß sie auf eine solche Schwiegertochter stolz sein könne. Sie wollte jedoch hiervon nichts hören, der bloße Gedanke, daß ihr Sohn so tief sinken könne, ließ sie in helle Thränen ausbrechen, und sie behauptete eine solche Schmach nicht überleben zu können.

Durch den Jammer der Mutter und die rauhen Ermahnungen des Vaters ward Julius schließlich ernstlich beunruhigt, ob das, was er zu thun im Begriff stand, wirklich gut sei, da doch seine Eltern, die ihn gewiß liebten und sein Glück wollten, diesen Absichten so entgegen waren. Wäre es wirklich nur der Leichtsinn der Jugend, was er für einen reifen Entschluß eines Mannes hielt? Es überkam ihn Furcht und Zweifel, ob die Neigung, die er für

Valerie fühle, nicht ihn zu weit führe und für die Folgen blind mache, ob er den Schritt, den er heut gegen den Willen seiner Eltern thun wollte, nicht einst bereuen werde. Solche Gedanken beunruhigten ihn und schwächten momentan seine Entschlüsse; aber er dachte an Roman, der gleich ihm verschiedene Schwierigkeiten überwinden, mit den Vorurtheilen seiner Familie kämpfen und ihnen zuwider hatte handeln müssen, es trotzdem nun nicht bereute und glücklich sei.

Es versteht sich, daß dieser Kampf, durch die den Eltern schuldige Achtung und Liebe gedämpft, auf respectvollen Widerstand, schweigende Hinnahme ihrer Vorstellungen, oder zärtliche Bitten, mit denen er der Mutter Herz für sich zu gewinnen suchte, sich beschränkte. Dem Vater gegenüber versuchte er sein Vorhaben dadurch zu vertheidigen, daß er sich darauf berief, was ihm derselbe stets von dem Werth der Arbeit und der Gleichheit der Stände gesagt. Der Vater verleugnete diese Grundsätze durchaus nicht. Wenn es in dieser Zeit nöthig gewesen wäre, sich

um ein Abgeordneten-Mandat zu bemühen, hätte er vor seinen Wählern vielleicht mehr und besser zu sprechen gewußt als sein Sohn, oder wenn irgend ein Magnat durch geringschätziges Benehmen seine persönliche Ehre angetastet hätte, hätte er es wohl verstanden, eine Schutzrede zu Gunsten der Gleichheit gegen den Adelsstolz und die Ueberhebung über Andere zu halten; aber wo es sich in Wirklichkeit um die Bestätigung dieser Grundsätze, um die Aufopferung persönlicher Aussichten und eigenen Stolzes handelte, war er ihnen sehr abgeneigt und beschloß jegliche Mittel anzuwenden, um den Sohn von einer sochen Thorheit abzuhalten. Die ganze Familie half dem Vater nach Kräften: Die Mutter betete eifrig in den Kirchen zur göttlichen Verwandlung, damit der Sohn von diesem Irrwege zurückkehre; die Schwester ermahnte Julius, diese Thorheit, die ihn der Lösung aller Familienbande aussetze, nicht zu begehen, denn sie ihrerseits könne eine Schneiderin weder Schwägerin nennen, noch sie bei sich empfangen. Der Schwager, der die Sache von seinem

Standpunkte aus betrachtete, gestand ihm im Vertrauen, daß auch er in seiner Junggesellenzeit ähnliche Verhältnisse mit Modistinnen gehabt habe, daß es ihm jedoch nie in den Sinn gekommen, dieselben mit einer Heirath zu beschließen; denn bei einem Manne seines Namens und Standes sei es Unverstand, an etwas dem Aehnliches zu denken.

Julius zeigte sich taub und gefühllos gegen all diese Rathschläge und Ermahnungen und beharrte unabänderlich bei seinem Entschluß, den man Trotz nannte. „Der Junge steckt bis über die Ohren drin,“ meinte der Vater, es lohne sich nicht mit ihm zu reden; man müsse zu seiner und der Familienehre Rettung zu einem andern Mittel greifen. Namentlich berathschlagte er mit seiner Frau, müsse man sich zu jenem Fräulein, das den Sohn mit ihrem Netz umsponnen, begeben; sich an ihre Ehrenhaftigkeit, die Julius so sehr gerühmt, wenden, daß sie den Jungen nicht verderben, eine anständige Familie nicht in Unglück und Verwirrung stürzen, allen Ansprüchen freiwillig entsagen solle. Man beschloß

sogar, ihr eine Geldsumme als Entschädigung zu bieten, um sie schneller dem Frieden geneigt zu machen, und erst wenn dieses nicht wirken sollte, die Intervention des Gerichts in Anspruch zu nehmen. Die Erfüllung dieser Pflicht nahm der Vater auf sich. Er war fest überzeugt, daß seine imposante Erscheinung, sein ernster Gesichtsausdruck der armen Schneiderin imponiren und sie seinem Willen geneigt machen werde. Gleich am nächsten Morgen wollte er sich zur ihr begeben. Seine Frau sollte unterdessen ihre Freundin, jene Frau Dulska, aufsuchen, deren Spur sie durch einen glücklichen Zufall aufgefunden. Eines Tages las sie auf einem Schilde den ihr nicht ganz unbekannten Namen Mulinski, die Tochter, mit der sie grade um Besorgungen zu machen ausgegangen war, erinnerte sie, daß jene Dame, die zu ihnen von der Vermählung einer Tochter der Frau Dulska gesprochen, diesen Namen genannt hatte. Da ihn jene Dame als einen Handwerker bezeichnet hatte und auf dem Schilde „Buchbinder" stand, so konnte man annehmen, daß es entweder

derselbe der ein naher Verwandter sei, von dem man etwas über Frau Dulska erfahren könne. Mit diesem Gedanken betrat sie den Laden und erfuhr zu ihrer großen Freude, daß sie sich nicht geirrt. Mulinski war allerdings der Dulska Schwiegersohn und gab Julius' Mutter deren Adresse. Sie wohnte, wie er erzählte, mit ihrer jüngsten Tochter in einem Hause mit ihm; nur eine Stiege niedriger. Mit der Hausnummer versehen, rüstete sich Frau Nabielowska mit ihrer Tochter schon am nächsten Tage zu diesem Besuch. Die Begrüßung der beiden alten Damen war eine überaus herzliche, sie konnten sich nicht genug freuen, sich nicht satt sprechen. Das Gespräch, bestand aus lauter abgerissenen Erinnerungen einer Menge Fragen, deren Hälfte, aus Mangel an Zeit, unbeantwortet blieb, so schnell drängten sie sich über ihre Lippen. „Erinnerst Du Dich, meine Liebe, Dieser oder Jener? Was ist mit Der oder Jener geschehen? Wie geht es Jenem, wie Euch?" Das war der Inhalt des regellos mit Hitze und Eile geführten Gesprächs. Sie wollten sich für alle Zeit

satt sprechen, sie wollten durch Erzählung den Zeitraum, da sie sich nicht gesehen, ausfüllen. Da der Salon, in welchem das Gespräch geführt wurde, zum Empfang der Klientinnen bestimmt, mit Geschmack und Eleganz ausgestattet war, so war Frau Nabielowska, die trotz der belebten Unterhaltung noch Zeit genug hatte, dieses zu bemerken, in der Seele erfreut, daß es ihnen doch nicht so schlecht gehe, wenn sie eine solche Wohnung halten könnten. Diese Annahme ward zur Gewißheit, als Frau Dulska ihre Tochter herbei rief, um sie der Freundin vorzustellen. Der einfache, aber elegante Anzug der Damen ließ durchaus keinen Mangel bemerken, und das Verhalten, namentlich der Jüngsten, hatte so viel Reiz, und ihre Schönheit machte einen solchen Eindruck, daß sie Frau Nabielowska entzückte und der Gedanke ihr Hirn durchkreuzte, um wieviel glücklicher sie sich fühlen würde, wenn ihr Sohn sich diese, statt jener Schneiderin zur Gattin erwählt hätte; und da sie vor ihrer alten Freundin keine Geheimnisse haben wollte, so begann sie ihr sogleich zu berichten, welchen

Kummer ihr Sohn ihr bereite, da er sich in ein Verhältniß mit einer Schneiderin verwickelt, und es sich durchaus nicht aus dem Kopfe schlagen lasse.

„Du kannst Dir denken, meine Theure," sprach sie, „wie meinem Gatten und mir zu Muth, wie untröstlich wir sind über Julius' Verblendung, denn anders kann man es ja nicht nennen. Ein Gutsbesitzerssohn und eine Schneiderin! Um Gotteswillen wonach sähe das aus? Was würde die Welt dazu sagen? Mein Mann spart auch keine Mühe, um dieses unerwünschte Vorhaben unseres Sohnes zu hintertreiben, sollte er auch die schärfsten Mittel anwenden müssen. Ich kann doch unmöglich eine Schneiderin als Schwiegertochter in mein Haus auf nehmen."

„Auch ich kann sie nicht Schwägerin nennen," fügte die Tochter hinzu.

Beide Damen waren durch die Erzählung, die sie so sehr beschäftigte, dermaßen in Anspruch genommen, daß sie den Eindruck, den dieselbe auf ihre Zuhörer machte, gar nicht bemerkten. Valerie war

bleich gleich einer Statue und gleich einer Statue versteint; ihre Mutter und Schwester sahen sie besorgt an, sich furchtsame Blicke zuwerfend. Sie saßen wie unter dem Pranger, durch die beste Freundin ihrer Mutter moralisch geohrfeigt, ohne den Muth zu einer Antwort, einer Vertheidigung finden zu können.

Zum Glück riß sie der Klang der Glocke an der Eingangsthür aus dieser peinlichen Lage. Julie eilte zu öffnen. In diesem Augenblick war jeder Gast erwünscht, da er sie von weiteren, sie so marternden Vertrauensergießungen befreite. Da der Ankömmling mit Fräulein Valerie zu sprechen wünschte, lud ihn Julie in den Salon. Kaum war er eingetreten, als Frau Nabielowska erfreut ausrief:

„Ach, Du hast uns also gefunden! Du erriethest, daß wir hier sind?“

„Marie, erkennst Du ihn nicht?“ wandte sie sich an Frau Dulska, „mein Mann und hier Frau Dulska. Nicht wahr, sie hat sich sehr verändert? Es ist aber auch schon ein schönes Stück Zeit ver-

flossen, seit wir sie nicht gesehen. Wie die Töchter herangewachsen, wie gesetzt sie sind. Die Jüngste, Valerchen schon ein solches Fräulein; als wir sie kannten, war sie noch ein Kind. Nun setz Dich doch; was stehst Du denn so verdutzt?"

Allerdings hatte Herr Nabielowski einen ungemein verwunderten und verwirrten Gesichtsausdruck. Er wußte nicht, wie er sich benehmen, was er sagen sollte. Er kam in drohender Stimmung behufs einer Auseinandersetzung mit jenem Fräulein Valerie, das seinen Sohn bestrickt hatte, und fand hier gute Bekannte. Diese plötzliche Veränderung der Situation verwirrte ihn; er fand keine Worte zu einer Begrüßung; er wußte nicht, ob seine Frau den empfindlichen Punkt, um dessen Willen er herkam, schon berührt hatte? Aber auch Valerie trug nicht wenig zu seiner gedrückten Stimmung bei. Er glaubte, ein Mädchen gewöhnlichen Schlages, eine Frau mit ordinären Manieren zu finden und erblickte eine Dame, deren Schönheit ihn blendete, und deren vornehm ernste Haltung ihn verwirrte. Sie machte

ihn sprachlos; er grüßte, räusperte sich, trat von einem Fuß auf den andern und wußte nicht, wie er sich aus dieser zweifelhaften Lage befreien sollte, als der Eintritt noch einer Person der Sachlage eine unerwartete Wendung gab.

Es war Julius. Er wußte von dem Vorhaben seines Vaters, da sein Schwager unvorsichtiger Weise geplaudert hatte, und eilte mit dem festen Entschluß hin, seine Theuerste gegen seinen Vater zu schützen. Er war überzeugt, daß seine bloße Gegenwart genügen würde, seinen Vater von einer Beleidigung Valeriens abzuhalten. Er fiel hinein wie eine Bombe und — statt eines unangenehmen Auftritts, erblickte er seine Mutter heiter lächelnd, die Hand von Valeriens Mutter in der ihren haltend, und die Schwester zwischen ihren Schwestern, gleich einer guten Bekannten sitzend. Sogleich erhellte Freude sein finsteres Gesicht; beglückt warf er sich seinen Eltern zu Füßen, küßte den durch diesen Ausbruch von Glückseligkeit erstaunten Damen die Hand und rief mit gebrochener Stimme:

„Also ist eine Verständigung zu Stande gekommen . . o! ich war dessen sicher, daß sobald Ihr sie kennen lernt, Ihr sie gleich mir werdet lieben müssen.“

Jetzt zeigten sich seine Mutter und Schwester erstaunt. Sie konnten sich seine Vertraulichkeit mit den ihm völlig fremden Personen nicht erklären. Sie waren sicher, daß ihm etwas zugestoßen, daß dies ein Anfall von Wahnsinn.

„Um Gottes willen Julius! Beherrsche Dich! Bedenke, wo Du bist! das ist ja Frau Dulska, von der ich Dir schrieb.“

„Sie war also die Mutter meiner Valerie! Das kam mir nicht in den Sinn,“ rief er, der vor Rührung zitternden Greisin die Hände küssend.

„Wie? Also Fräulein Valerie? . . .“

„Ist die unglückliche Schneiderin, die Eure Ruhe störte,“ sprach mit Thränen in den Augen Frau Dulska.

„Ach, vergieb meine Liebe, daß ich mir erlaubt, sie so zu beleidigen, Euch so schmerzlich zu verwun-

den! . . . Hätten wir — wenn wir geahnt, daß es Deine Tochter — irgend welche Einwände gemacht?"

„O! meine Mutter!" rief Julius, erfreut der Mutter zu Füßen sinkend.

„Auf eine solche Schwiegertochter werde ich stolz sein können," rief sie, Valerie die Arme entgegenstreckend, fest überzeugt, daß sich dieselbe dankbar hineinstürzen werde. Valerie trat jedoch bei diesem Beweise von Herzlichkeit ein paar Schritte zurück.

„Verzeihung, ich kann diese Ehre nicht annehmen. Vor einer Minute sagten Sie selbst, Sie könnten eine Schneiderin nicht als Schwiegertochter in Ihr Haus aufnehmen.

„Du bist aber eine Gutsbesitzerstochter," unterbrach sie Frau Nabielowska.

„Das ist nicht mein Verdienst. Ich bin, wie Sie mich zu nennen beliebten, eine Schneiderin, und stolz auf diesen Titel, den ich mir in schlaflosen Nächten mühsam erworben, denn er hat mich vor Schande und meine Mutter vor Elend bewahrt, und

ich werde niemals erlauben, daß man das, was ich so hoch achte, gering schätze."

Sie sprach diese Worte mit Ernst und Hoheit und wollte sich mit einer Verbeugung verabschieden. Julius warf sich ihr flehend entgegen; er wollte sie zurück halten, wurde aber von ihr durch eine befehlende Bewegung zurückgewiesen.

„Mein Herr, lassen Sie mich in Ruhe. Trotz der Zuneigung, die ich für Sie gehegt, könnte ich Sie, ohne mich selbst zu beleidigen, nicht mehr bei uns sehen. Wir sind nicht für einander geschaffen. Sie gehören zu einer Gesellschaft, die es Ihnen nie vergeben und vergessen würde, sich mit einer Schneiderin vermählt zu haben, und vielleicht würden Sie selbst einst diesen Schritt bereuen. Leben Sie wohl."

Sie schritt der Thür zu, aber die Kräfte verließen sie; schon halb bewußtlos griff sie, einen Halt suchend, nach der Klinke, erreichte sie jedoch nicht und stürzte auf den Teppich nieder. Alle eilten ihr zu Hilfe.

Diese Ohnmacht war der beste Beweis, daß es ihr nicht leicht wurde, auf Julius zu verzichten, und er verlor darum auch nicht die Hoffnung, sie werde sich erweichen, erbitten lassen; doch erwies sich diese Hoffnung als eine trügerische.

Valerie wollte weder ihn, noch seine Eltern mehr sehen. Umsonst mühten sie sich, sie Julius' Bitten geneigt zu machen. Sie beharrte unabänderlich bei ihrem Entschluß, wodurch Julius' Vater nicht allzusehr betrübt wurde. Er war von altem Adel und nach den alten Sitten auferzogen; wenn er auch, dem Drängen seiner Frau nachgebend, in die Heirath seines Sohnes mit Valerie gewilligt hätte, so zog er es doch vor, daß dieselbe nicht zu Stande komme. Er konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß er Diejenige, die einer Jeden Maß nehmen und Kleider nähen mußte, Schwiegertochter nennen sollte, umsomehr, da er sah, daß seine Tochter und deren Gatte es nicht allzusehr wünschten. Am meisten bedauerte es die Mutter, die instinctiv fühlte, daß eine Frau wie Valerie ihres Sohnes Glück be-

gründen würde. Auch Valeriens Mutter war durch eine solche Wendung der Dinge betrübt, da sie bei dem Gedanken an diese Heirath sich im Grunde der Seele gefreut hatte; der junge Mann hatte ihr Herz gewonnen, und sie hätte gewünscht, daß Valerie nach so vielen Jahren schwerer Arbeit ausruhen könnte, ein gutes Loos ihr zufallen möchte. Auch bei ihr spukten noch die Vorurtheile des Adels, und sei dem, wie ihm wolle, eine Gutsbesitzersgattin dünkte ihr ungleich besser als eine Beamten oder Kaufmanns-frau. Eine Verbindung mit Julius erschien ihr daher als eine Erhebung in diejenige Sphäre, aus der die Armuth sie hinabgestoßen, und darum wünschte sie diese Verbindung.

Sie ließ diesen Wunsch jedoch nicht laut werden, sie versuchte nicht einmal Valerie zu überreden, oder ihr irgend welche Vorstellungen zu machen, denn da sie Valeriens Festigkeit kannte, so betrachtete sie das, was diese that, von vorn herein für wohlgethan.

Roman allein lobte laut Valeriens Handlungs-weise und freute sich derselben.

„Das hast Du gut gemacht,“ sprach er, „daß Du diesen hoffährtigen Narren, die uns eine Ehre zu erweisen glaubten, wenn sie uns für ihres Gleichen erachteten, eine kleine Lehre gegeben. Ich begreife, wie viel es Dich kosten mußte, da ich weiß, wie lieb Du den Jungen hattest; aber glaube mir, Du hättest später viel mehr ertragen müssen. Er ist ein schwacher Charakter, ein Sklave der Gewohnheiten und Vorurtheile; Du hättest so manchen bitteren Augenblick gehabt, denn ich kenne Dich und weiß, wie empfindlich Du im Punkte Deiner Ehre bist, und wie leicht diese Menschen Dich verletzen konnten. Hol sie der Henker! So lange diese Art Menschen ihre Annäherung an die arbeitende Klasse als eine Wohlthat betrachten werden, wird es zwischen ihnen und uns nie zu einem Compromiß kommen. Wir können uns nur als Gleiche mit Gleichen verbinden.“

Mit solchen Reden unterhielt er die durch den Kampf mit den Menschen und ihrem eigenen Herzen Ermüdete. Dank ihm und ihrer eigenen Charakter-

stärke überwand sie männlichst alle Verlockungen und beharrte bei ihrem Vorsatz.

Anfangs wollte Julius verzweifeln; er behauptete diesen Schlag nicht überleben, ohne Valerie nicht sein zu können. Zu seiner Beruhigung und Zerstreuung sandte ihn der Vater in's Ausland, was sich allerdings als wirksames Mittel zeigte, da er nach einem Jahre so weit getröstet war, daß er in Paris mit einer Tänzerin, für die er nicht wenig Geld ausgab, ein Verhältniß anknüpfte. Später vertauschte er die Tänzerin mit einer Sängerin, für die er die Recensenten theuer bezahlen mußte, da er mit ihr verschiedene kleine Städte bereiste, wo sie auf kleinen Bühnen mit dem Rest ihrer Stimme sich Lorbeeren zu erringen versuchte. Schließlich wußte ihn eine Kellnerin aus Monaco dermaßen für sich zu gewinnen, daß er nach dem Tode seines Vaters, als er behufs Uebernahme des Gutes in seine Heimat zurück kehrte, sie als Wirtschafterin in seinem Hause anstellte und die Mutter dadurch zwang, zu ihrer Tochter zu ziehen, wo sie manch-

mal, wenn sie von Julius sprach, nicht genug bedauern konnte, daß die Verbindung mit Valerie nicht zu Stande gekommen.

Julius würde jetzt Niemand, der ihn als blühenden Jüngling kannte, wieder erkennen. Er hat sich sehr verändert, welkt vorzeitig und hat schon eine Glatze. Valerie ist ebenfalls noch unverheirathet, trotzdem sich ihr mehrmals sehr gute Partieen geboten. Alle ohne Ausnahme wies sie unter dem Vorwande zurück, sie hätte zur Ehe nicht die geringste Neigung und ziehe vor, unabhängig zu bleiben. Ihr im Laufe der Jahre sehr vergrößertes Geschäft übergab sie unter sehr günstigen Bedingungen einer ihrer Arbeiterinnen, sich eifrig der Erziehung ihrer Nichten und der Pflege der erblindeten Mutter hingebend. Sie sieht noch wunderschön aus, nur zeigen sich in ihren hellen Haaren Strähnen vorschnell ergrauter Haare als Zeichen durchlebter innerer Kämpfe und Leiden.

Sie ist der Schutzgeist ihrer Familie, das

Feuer, um welches in Winterabenden alle Familienmitglieder sich versammeln.

Roman findet keine Worte, um seine Bewunderung für Valerie darin zu kleiden; er empfindet für sie eine fast heidnische Verehrung.

Und die Doctorin? Die Doctorin, deren Gatte sterbend nicht den Muth hatte, sie zu enterben, kehrte, allerdings ohne Boleslaus, von ihrem abenteuerlichen Ausfluge heim und beschränkte sich auf einen kleinen Kreis von Bekannten, die mit christlicher Nachsicht ihr den Augenblick der Verirrung vergaben, um ein weniger lautes, nichtsdestoweniger angenehmes Leben als früher zu führen. Mit nahendem Alter ward sie unerhört andächtig und heut kann man sie in verschiedenen Kirchen, mit Stößen von Andachtsbüchern umgeben, finden. Da sie die Freuden und Annehmlichkeiten der Welt nicht mehr genießen kann, ist diese Dame vorsichtig genug, sich das Glück der ewigen Seligkeit zu sichern!

Ende.